he Bibliothek
ensburg

Philos. 12 (2

Philos 12.II

Zur

königl. Bibliothek

in

Regensburg.

Morgenstunden

eines

Einsiedlers.

Zweytes Bändchen.

Nürnberg, 1799.
Bey Ch. C. Grattenauer.

Anfang der Herbstscenen.

Schon fangen hie und da die Scenen des alternden Sommers an, sich in Herbstscenen zu verwandeln. Die Sonne sinkt etwas früher hinab am westlichen Himmel, und das Ende meiner Abendwanderung gränzt nicht mehr so nahe an das Hinsinken in die Arme des Schlafs. Das Koncert der Waldvögel ist, wenn ich erwache, nicht mehr so vollstimmig, als ich es vor einigen Monaten hörte, und auch die Lerchen sind durch die Sichel der Schnitter aus ihren sichern Wohnungen verscheucht worden. Hier steht noch entlangs des Berges goldener Waizen, oder etwas falbere Gerste mit niedergebogenen Aehren. Dort aber liegt schon der Roggen, der sonst so sanft und lieblich als ein Spiel der Luft hin und her wogte, zusammengebunden

in Garben. Nur das Haberfeld, auf dessen Aehren die Lüfte leichtsinnig zu tändeln scheinen, hat noch ein mattes Grün zurück behalten, das schon von den benachbarten, frechen Tabackpflanzen verdunkelt wird. Der Hopfen, der sich hinter dem Dorfe an den in taktischen Reihen gestellten Stangen hinaufranket, bekommt jetzt gelblichte Dolden. Die Wangen der früheren Birnen fangen an sich zu röthen, so wie der grüne Sammt der Pfersiche meines Gärtchens nach und nach in eine sanfte gelbrothe Schattirung übergeht. Die Hünerheerde des Dorfes ist zahlreicher geworden durch viele Nachkommenschaften, die aber größtentheils dem tödenden Mordstahl der Küche ausgebrütet und so sorgsam erzogen worden sind.

Ich erblicke zwar veränderte Scenen; aber die Schönheit der Natur bleibt unverändert. Alles ist noch so abwechselnd, mannichfaltig und harmonisch, als vorher, das Kolorit zwar nicht mehr so lebhaft und frisch, aber das Licht

milder und durch die abstechenden Schattirungen dem Auge desto angenehmer. Ein Blick auf dieselbige ist ein Blick, dem das männliche Alter Würde gibt, die ein Zeuge seiner Verdienste ist. Auch die Natur hat jetzt Zeugnisse genug aufzuweisen, daß sie im Frühlinge nicht umsonst geblüht, und im Sommer nicht umsonst die Früchte gereifet habe. Sie darf sich auch des Dankes freuen, den ihr und ihrem Schöpfer der Weise und Gefühlvolle zollt, und der ihr nur von dem unersättlichen, und daher eben so unglücklichen Geizhals versagt wird, oder den ihr die schmutzige Seele des Wucherers verweigern zu müssen, vorgiebt.

Kaum ist heute die Sonne über die östlichen Berge majestätisch heraufgestiegen, so hörte ich schon die Schnitter unter ländlichem Gesang und Geschäcker aus dem Thal heraufziehen. Die mit breiten Strohhüten bedeckten Mädchen trugen den grünen Milchkrug in der Linken, und mit der die Rechte bewafnenden Sichel droh-

ten sie fürchterlich lachend den sie in die Achsel kneipenden Knechten, von denen jeder seinen Kittel über der Achsel und einen tüchtigen Brodranft unter dem Arm trug. Es wird ein heisser Tage werden, und ihnen vielen Schweiß kosten, wenn sie gebückt die Sichel schwingen oder Garben binden werden. Doch Gewohnheit macht Lasten erträglich, unter denen der sie nicht Gewohnte keuchen oder gar erliegen würde. Wenn sie nur nicht in ihrer Arbeit gestört werden durch herabstürzende Regengüsse oder einen lange anhaltenden Landregen, der die dürren Aehren erweicht und ihnen noch auf dem Felde Keime entlockt! Rastet daher nicht, ihr fleissigen Schnitter; was ihr am Morgen zu Boden gestreckt habt, das kann schon am Abend auf dem hochgethürmten Garbenwagen in die Scheune geführt werden!

Jetzt schleicht täglich der Jäger mit seinem getiegerten Tyras auf den Fluren und in den Wäldern herum, und ich höre jetzt öfter den

Knall seiner Flinte im Thale wiederhallen. Für mich ist dieses keine angenehme Musik. Zwar gehöre ich nicht unter die empfindsamen Seelen, die über die im Schnabel der Schwalbe sterbenden Mücke Elegien anstimmen können; aber ich kann mich doch, wenn ich den Schuß höre, nicht des Gedankens erwehren: es ist ein thierisches Leben, vielleicht unter den schmerzhaftesten Zuckungen, zerstört worden. Getroffen vom tödlichen Bley bluten gesellschaftliche Rebhüner, oder der furchsame Haase, der vergeblich mit zurückgeschlagenen Ohren sich hinter ein dichtverschlungenes Gesträuch verborgen hat, oder das geschmeidige Rehe, das erst so munter im lustigen Birkengebüsche gespielt hatte. Ich weiß es gar wohl, daß auch Zerstörung unter die ewigen Gesetze der Natur gehöre; aber wenn ich, mitten unter dem Gefühl ihrer lebendigen Schönheit gleichsam unvorbereitet daran erinnert werde, dann kommt mir diese Idee so ungelegen, als der mahnende

Brief des Gläubigers dem unter lustigen Brüdern zechenden Schuldner. Wenn jedoch nur der Tod das Leben dieser Thiere bald endigt; dann sind sie weniger bedaurungswürdig, weil sie fast nicht einmal sahen, daß er sich näherte. Aber wenn der fürstliche Jäger, unter dem Geschrey des Halloh! und dem Gebelle der Hunde, wütend den fliehenden Hirschen über Hecken und Gräben stundenlang verfolgt, und sich mehr an seiner Todesangst, als seinem Tode sich weidet, so muß ich vor einer solchen Scene mein Gesicht wegwenden, um über verlohrne Menschenwürde nicht trauren zu müssen.

Was sehe ich denn auf jenem grossen Stoppelfeld, über dem noch vor einer Stunde eine Todesstille verbreitet lag, für eine bewegliche Gruppirung? Es sind Kinder und alte Mütterchen, welche die zurückgebliebenen Aehren auflesen. Wie sie so emsig herumschauen, und wie oft sie sich niederbücken, bis sie eine Handvoll erobert haben! Ein Bild des Ueberflusses

und des Mangels zugleich! Was der Bauer auf schwankenden und aufgethürmten Wägen, mit raschen Rossen bespannt, heimführte, das tragen diese heim in kleinen, zerrissenen Körbchen. Und doch freut sich die Armuth eben so sehr über eine Handvoll Aehren, als der Ueberfluß über seine Garben. Man sieht ja an den zerlumpten Kleidern dieser Aehrensammlenden Gesellschaft, daß Dürftigkeit ihr Loos ist. Wahrscheinlich sind sie aus dem nahgelegenen Städtchen gekommen, und sind die Waisen eines halbverschmachteten Arbeiters, dessen fleißige Hände durch den Krieg müssig geworden sind. Und wenn sie nun Tagelang gesammelt haben, so wird ihre heimgebrachte Beute doch kaum hinreichen, im Winter ihren Hunger nur eine Wochelang zu sättigen. Doch Armuth ist auch mit wenigen zufrieden; sie bückt sich nach einzelnen Aehren, wenn sie keine Garben erreichen kann.

Daß doch um uns her alles so sonderbar, und wie es scheint, so ungleich vertheilt ist!

Menschen, die alle Kinder Eines Vaters sind, sind doch oft so weit voneinander unterschieden, als der ehrwürdige Eichenwald von dem dürren Moose am Felsen. Die einen wärmen sich am erquickenden Sonnenscheine des Glücks, und die andern krümmen sich in den kalten und finstern Hölen des Kummers. Sehen wir denn aber nicht, daß auch die ganze Schöpfung um uns her Gestalten und Formen hat, die himmelweit von einander verschieden sind? Dort thürmen sich Gebürge bis an die Wolken empor; hier breitet sich eine unübersehbare Ebene vor uns aus, und da engt sich ein tiefes Thal so zusammen, daß die Mittagssonne den sich durchschlängelnden Bach kaum erreichen kann. Und doch ist dieß alles Erde, alles Wohnung der Geschöpfe; nur die Form ist verändert. So ist es auch mit den Menschen. Diese armen Kinder sind mit ihren gesammelten Aehren gewiß so zufrieden, als der Eigenthümer des Ackers mit seinen heimgeführten

Garben; und im Winter hungert das verzärtelte Kind des Reichen vielleicht eben so oft nach Kirschen und Pflaumen, weil ihm Biscuit und Mandelbrod aneckeln, als diese Kinder der Armuth nach einem Stück verschimmelten Brod hungern. Das Wesen des Menschen bleibt unter jeder Gestalt, er mag auf dem Berge, oder im Thale wohnen.

Die Hecke des unter mir liegenden Gartens ist noch die nemliche Hecke, die sie im Frühlinge war, ob sie gleich dem Auge ganz verändert vorkommt. Sie war in das fetteste Grün gekleidet, und violetfarbene Blüthen wiegten sich auf den Spitzen derselben. Jetzt ist der lakirte Glanz ihrer Blätter verschwunden, Staub bedeckt sie, und ein zusammenhängendes Gespinnste der Raupen umwindet ganze Theile derselbigen. Es schreyen auf ihren Zweigen ganze Heere von Sperlingen, die bey jeder Annäherung eines Fußgängers schreyend auffliegen und sich in der nächsten

Nachbarschaft wieder niederlassen, weil sie auf dem anstossenden Stoppelfelde eine reiche Beute finden. Nahe dabey hascht die Schwalbe im pfeilschnellen Flug nach den weissen Schmetterling der Kohlraupe, indem die andern sich in durchkreuzenden Fluge durch die blaue Luft jagen, und das sie verfolgende Auge, wie die Geschwindigkeit des Blitzes, täuschen. Bald streifen sie hin über die Oberfläche der Erde, die sie mit ihren Flügeln zu berühren scheinen, und bald steigen sie hinauf in die obern Regionen der Luft, daß sie nur noch als schwarze Punkte sichtbar sind. In wenigen Wochen werden diese emsigen Luftseegler uns verlassen, und gesellschaftlich die große Reise antreten, deren Route ihnen die Natur vorgezeichnet hat, es sey nun, daß sie in ein wärmeres Klima ziehen, um der Strenge des Winters und dem dadurch entstehenden Mangel an Insekten auszuweichen, oder um sich, wie andere glauben, an den Ufer-Höhlen der Flüsse Gräber zu su-

chen, in denen sie den langen Winterschlaf ungestört schlafen können. Allein, warum verlassen sie uns so bald, lange zuvor ehe noch die rauheren Tage des Herbstes angebrochen sind, wenn das Ziel ihrer Reise ihnen so nahe liegt? Sollte die Natur das Daseyn dieser thätigen Geschöpfe durch den ihnen eingepflanzten Schlaf über die Hälfte verkürzt haben, da sie sonst über alle ihre Werke so viel Leben zu verbreiten pflegt?

Wenn ich an das Ufer des Baches hinblicke, was sehe ich da nicht für ein Gewebere von kleinen Mücken, die dem Auge durch ihre beständig auf- und niederschwebende Bewegung sichtbar werden? Sie scheinen in den wärmenden Sonnenstrahlen zu spielen, oder das kurze Fest ihres Lebens in Reihentänzen zu feiern. Ein einziger Schlag, den ich mit meinem Stabe unter sie thäte, würde Zerstörung über ihre kleine Welt verbreiten, und Tausende von ihnen vernichten. Ich will es nicht thun; denn das

wäre Grausamkeit, wenn ich mich ihnen auch als ein egyptischer Würgengel groß und furchtbar machen könnte. Zu was dienet denn aber das ephemerische Leben dieser Geschöpfe? Es wäre die Antwort schon befriedigend: damit auch sie sich ihres kurzen Daseyns in dem ihnen bestimmten Genuße desselbigen freuen können. Wir wissen aber ja, daß die kleinsten Insekten mit zu dem mannichfaltigen Vorrath der großen Speisekammer der Natur gehören, aus welcher sie alles, was lebet, mit Wohlgefallen sättiget. Und vielleicht sind diese kleinen organischen Geschöpfe auch deswegen vorhanden, um die Luft von solchen Theilen zu reinigen, die unserer Gesundheit pestilentialisch werden könnten. In der Schöpfung ist nichts zwecklos, wenn auch menschliche Kurzsichtigkeit die Verbindung zwischen Mittel und Zweck nicht einsehen kann. Wenn sich die Wespen da oben unter meinem Dache mühsam ein künstliches Nest bauen, so kann ich es freilich nicht enträthseln, warum

sie da sind, da ich sie ausser dem Bau mit nichts anderst beschäftiget sehe, als von dem reifsten und süssesten Obste meines Gärtchens als uneingeladene Gäste zu naschen. Da sie aber nun einmal so gut, wie ich, auf der großen Stufenleiter der Geschöpfe stehen: so wird derjenige, der sie gemacht hat, wohl gewußt haben, wozu sie zu gebrauchen sind. Und was geht mich dieß an?

Einige Unbequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens.

Ich rede hier wohl als Einsiedler, aber nicht als Menschenfeind und Murrkopf. Ich habe zu lange den Werth des gesellschaftlichen Lebens gefühlt und geschätzt, als daß ich dasselbige jemals sollte lästern oder hassen können. Wenn ich auch mit meinen gegenwärtigen Gefühlen, Meinungen und Grundsätzen wieder aufs neue zu leben anfangen sollte, so würde ich keineswegs sogleich meiner ländlichen Hütte zu-

laufen, sondern wieder den größten Theil meiner Lebensreise in Gesellschaft machen. Es war ja nur Müdigkeit und daher Sehnsucht nach Ruhe, die mich aus dem Gewühle der grossen Gesellschaft auswandern hieß, und mich in diese freundliche Einsamkeit führte.

Man wird es daher nicht für einen hypochondrischen Murrsinn, oder für eine lieblose Verläumdungssucht halten, wenn ich von einigen Unbequemlichkeiten rede, denen man in gesellschaftlichen Kreisen gar oft ausgesetzt ist, und die ich nicht ohne Ursache nur Unbequemlichkeiten nenne, weil sie gewöhnlich keinen bedeutenden Schaden anzurichten pflegen. Sie stören mehr die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, als daß sie dieselbige gefährlich machten, und man ist gemeiniglich derselbigen auch schon so gewohnt, daß man sie so gut verträgt, als das Eis im Winter, und demjenigen eine schlechte Welt- und Menschenkunde zutraut, der sich allzubitter darüber beklagen wollte.

Ich zähle dahin die Rechthaberey, die alles besser wissen will, als andere, für sich gar keine oder sehr schwache Gründe anführt, die Gegengründe anderer aber entweder gar nicht abzuwägen würdiget, oder sie abzuwägen nicht im Stande ist, sich zuweilen so weit vergißt, daß sie zwischen rechts und links keinen Unterschied mehr machen kann, und doch über den lacht, der im Westen die Sonne untergehen sieht. Sie macht Endaussprüche über die Cabinetsgeheimnisse, und behauptet, daß es in der Schweiz mehr Berge, als Thäler gebe. Sie erregte bey mir mehr ein mitleidiges Lächeln, als Unwillen und Zorn, und, ich muß es gestehen, daß ich mir manchmal durch geflissentliches Widersprechen den Spaß gemacht habe, einen solchen Widersprecher dahin zu bringen, daß er, ohne es zu wissen, vor der ganzen Gesellschaft die lustigsten Burzelbäume gemacht hat. Oft ist diese Rechthaberey nichts mehr und nichts weniger, als eine üble Gewohnheit, wie das

Stottern oder Achselzücken; und ich wollte wetten, daß sie schon mit den Jahren der Kindheit aufgewachsen ist; es können z. B. zanksüchtige Geschwister die Wurzel dazu gelegt haben. Am leichtesten schaft man sich diese Unbequemlichkeit vom Hals, wenn man den Taubstummen dabey spielt. Da hört gemeiniglich der Plagegeist, der dieses Spiel treibt, auf, und da er dadurch genöthigt wird, sein Spiel zu endigen, so ist ihm dieses noch eine kleine Strafe auf den Weg.

Unerträglicher und nicht selten beleidigend ist eine andere Art von Rechthaberey, die keine bloß üble Gewohnheit, sondern Stolz, Diktatorsucht, Egoismus und Herabwürdigung anderer ist. Diese kündiget sich schon durch Ton, Sprache, Stellung und Haltung des Körpers bey dem ersten Blick an. Ein solcher diktatorischer Egoist würde es für zu niedrig halten, in die vertraulichen Gesprächen mit einzustimmen; er will dem Ton seiner Rede entweder

Würde, oder absprechenden Nachdruck geben, und verfällt dadurch in Affectation. Seine Sprache ist entweder schnell, wenn sie ein verächtliches Verwerfungs-Urtheil ausspricht, oder sie hebt sich in steigender Parade empor, wenn sie eine im eigenen Gehirne ausgebrütete Behauptung zur Welt bringt. Er wird in Gesellschaften mehr stehen, als sitzen, vermuthlich auch deswegen, weil der Stehende immer grösser ist, als die Sitzenden; selten wird er die Hände ruhig auf den Schoos legen, weil er ihre Bewegung dazu gebrauchen kann, die Reden anderer entweder zu Boden zu werfen, oder die seinigen bis an die Decke des Zimmers hinauf zu heben, daher er auch seinen Kopf immer etwas hoch vor sich her trägt.

Das absichtliche Schweigen des Friedfertigen, der ernsthafte Wortkämpfe für die gesellschaftlichen Vergnügungen für sehr unzuträglich hält, zählt er in der Einbildung unter erfochtene Siege, und, wenn sich kluge Männer aus

seiner Atmosphäre zurücke ziehen, so schmeichelt er sich mit dem kitzelnden Gedanken: daß er sich furchtbar gemacht habe. Diese letzten Züge enthalten das Recept, womit ich mich gegen diese gesellschaftliche Krankheit zu verwahren und schützen pflegte. Bisweilen fand ich es, bey der Anwandlung von irgend einer Laune, für gut, das friedfertige Verstummen mit einer kurzen sauern Antwort zu versetzen, wodurch gemeiniglich auch ein Verstummen von der andern Seite hervorgebracht wurde.

Für manche Charakter, die etwas empfindlich, strenge und argwöhnisch sind, legen auch Witzler und Spöttler Steine des Anstoßens in den Weg, über die sie nicht ohne wunde Beine oder Aergerniß glauben wegsteigen zu können. Es ist aber meistentheils im Grunde so böse nicht gemeint; indem das, was in einem solchen Fall nach uns geworfen wird, keine verwundende Steine, sondern nur lockere Schneeballen sind. Es gibt Leute, die einmal mit der

Kitzelsucht der Witzeley behaftet sind, und einen ihren auf die Zunge getretenen Einfall, er sey nun witzig oder nicht, eben so wenig zwischen den Lippen zurückhalten können, als die Kanone die Ladung, wenn die brennende Lunte das Pulver am Zündloche berührt hat. Es geht los, Kugel und Pulver mag wollen oder nicht. Es sind aber meistentheils nur blinde Schüsse, die keine Kugeln mit sich führen, wie bey einem Lust- und Uebungslager. Der Witzler will nur losbrennen, damit er gehört werde; und den Knall verstärkt er gemeiniglich mit einem Selbstgelächter, das sich, wie ich bemerkt habe, in leeren Zimmern am besten ausnimmt. Es kann nicht fehlen, daß ein zu sehr abgemarterter, und auf die Folter gespannter Witz matt, kraftlos und fade wird, vornehmlich wenn er von einer schwachen natürlichen Konstitution ist; aber in diesem Fall ist er ja am wenigsten beleidigend. Seine Stiche sind die Stiche einer ausgehungerten Wintermücke. Bey

mir erregte er immer mehr Mitleiden, als Unwillen. Und manchmal wird man doch auch darzwischen durch einen guten Einfall schadlos gehalten; denn wenn auch noch so viele Nieten in dem Glückstopf einer Lotterie sind, so zieht man doch endlich auch einen Treffer. Am lästigsten werden aber der Gesellschaft diejenigen Witzeleyen, die zu oft in einerley Brühe aufgetischt werden. Selbst der ächte Witz verliehrt dadurch seine natürliche Würze, und bekommt dafür einen widrigen, faulen Geschmack.

Verachtung verdienen in den Augen der Edeln und Weisen diejenigen Witzlinge, die ehrwürdige Gegenstände zur Scheibe ihres Spottes machen wollen. In meinen jüngern Jahren waren freilich die Gesellschaften von diesen spanischen Fliegen frey. Je mehr sich aber meine Haare zu bleichen anfiengen, desto mehr nahm die Anzahl derselbigen zu. Ich war, Gott sey Dank, nie ein inquisitorischer Ketzerriecher, sondern man hat im Gegentheil

sagen wollen, daß ich selbst von Zionswächtern oft wohlbedächtlich berochen worden sey; aber lieber will ich es einem Spinosa verzeihen, sich mit stillem Ernst in dem Labyrinth der einzigen allgemeinen Substanz zu verirren, als dem kalten Witzling, wenn er in öffentlichen Gesellschaften über Religion und Tugend spottet, oder vielmehr nur spotten will. Lieber will ich den katholischen Christen an seinem Rosenkranz in einfältiger Andacht beten sehen, als den vermeinten Philosophen über den Rosenkranz spotten hören. Das Beste ist, daß solche mit Schellengeläute sich selbst ankündigende Freygeister entweder als seichte Köpfe, oder als unmoralische Menschen, die auch der bürgerlichen Gesellschaft mehr Schande, als Ehre machen, bekannt sind. Man braucht es also in der Kunst, die Geister zu prüfen, nicht allzuweit gebracht zu haben, um den Werth dieser Herrn und ihrer Spöttereyen gehörig zu schätzen, und sie mit dem Gesumse der Hummeln in eine

gleiche Klasse zu setzen. Wer aber gar nicht prüfen kann, — und solchen Leuten sausen sie am liebsten um die Ohren — dem werden sie am gefährlichsten. Sie stören ihm die Ruhe seines nicht unvernünftigen Glaubens, und verdunkeln ihm das wohlthätige Licht des Mondes, das bey der nächtlichen Reise so freundlich auf seine Pfade herunterleuchtete. Sie wissen oft gar nicht, was sie für eine Grausamkeit, was für einen Heiligthumsraub sie begehen, wenn sie durch einen giftigen Spott in dem schlichten Glauben eines guten Menschen auch seine Ruhe morden, oder wenn sie die schwache Tugend an dem Seile der Spötterey als ein Opfer an das Altar des Lasters hinschleppen. Wenn ich von so etwas Zuschauer seyn mußte, da könnte ich nicht schweigen. Da mußte ich lachenden Spott mit ernstem, schneidendem Spott erwiedern, nicht deswegen, um den Spötter wieder zu plagen; denn ein Sieg über sie ist oft nicht einmal eines Schlages werth, sondern um den

Schwachen, welchen sie Staub in die Augen gestreut hatten, die Augen wieder etwas helle zu machen. Ich glaube auch bemerkt zu haben, daß in der Folge meine Gegenwart sie — ich weiß nicht soll ich sagen — bescheidener oder furchtsamer machte. Mögen sie mich immer für einen Orthodoxen, Diener der Inquisition, oder, wie man sich jetzt nach der Mode ausdrückt, und dabey zugleich durch ein gewißes Schiboleth erkennbar macht, für einen Obscuranten gehalten haben.

In den letzten Jahren, welche ich in der Stadt zubrachte, wurde das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens hauptsächlich durch politische Kannengießereyen und durch hitziges Partheynehmen, das oft in förmliche Kriegserklärungen ausbrach, sehr verbittert. Es ist dem Menschen natürlich, sich für diese oder jene Sache zu interessiren, und man muß einen stumpfen Geist und ein eben so stumpfes Herz haben, wenn man gegen große Begebenheiten,

die man rund um sich her vorgehen sieht, gleich=gültig bleiben kann. Wer sollte es also dem Mann von Kopf und Herz übel nehmen, wenn er solchen Begebenheiten nicht nur seine Auf=merksamkeit schenkt, sondern auch von ihnen mit Wärme spricht? Wenn er aber weise, und von Vorurtheilen nicht geblendet ist, so wird er die unpartheyische Waage der Gerechtigkeit nicht aus der Hand legen, nicht aus blinder Partheysucht auf die eine Seite lauter Verdam=mungsurtheile herausbrüllen, und auf die an=dere seegnende und bewunderungsvolle Lobreden hinströmen. Man sollte doch bedenken, daß man unter Menschen lebt, die eben so viele Sinnen, als Köpfe haben, unter Menschen, deren Meinungen und Urtheile, wegen der so verschiedenen Standpunkte und vielfarbigen Brillen, welche die meisten auf der Nase tra=gen, einander durchkreuzen und widersprechen, und daß es daher eben so sehr Pflicht ist, zu dulden, als man wünscht, von andern gedul=

det zu werden. Das Vergnügen der Gesellschaft verträgt eine solche Intoleranz gar nicht; denn man besucht sie nicht deswegen, um sich da in ein feindseliges Gezänk einzulassen, oder die Meinungen anderer als ketzerisch mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, sondern um bey einem friedfertigen Ideentausch auszuruhen und sich aufzuheitern. Der unduldsame Partheymann erklärt alle, die nicht mit ihm unter einerley Fahne fechten, sollte es auch die Fahne eines bösen Genius seyn, für Feinde, weil nicht die ruhige Vernunft ihn leitet, sondern blinde Vorurtheile und die Hitze der Leidenschaft seinen innern Sinn zerrüttet hat. Der Partheygeist gibt sich am sichersten dadurch zu erkennen, wenn er einen Cirkel für ein Viereck und einen Triangel für eine Parabole ausgibt. Wer von dem Robespierre, wie von einem Gott, mit Anbetung und Bewunderung sprach, das Morden der Guillotine mit eben der Gleichgültigkeit oder gar mit dem Wohlgefallen betrachtete, als

eine gute Mausfalle, oder an jede Konstitution so fest als an das athanasische Symbolum glaubte, der konnte in der Gesellschaft ruhiger Männer, die nach unleidenschaftlichen Grundsätzen Farben zu unterscheiden wissen, gewiß kein willkommener Gast seyn, so gut er auch seine Rolle im Kreise der mit ihm gleichgestimmten Schwärmer spielen mochte;

Denn Schwärmerey steckt wie der Schuppen an.
Wieland.

Und diese unseelige Schwärmerey war auch die Ursache, warum der Partheygeist auch Männer ansteckte, die sonst ziemlich helle Augen hatten. Sie hatten nun einmal eine Brille auf die Nasen genommen, durch die sie nichts mehr in seinem natürlichen Lichte erkennen konnten.

Die Dorfkirchweihe.

Wenn ich auch nicht gewußt hätte, daß gestern für mein Dorf da unten ein festlicher Tag' erschienen wäre: so würd' es mir schon der aus allen Schorsteinen früher und häufiger aufsteigende Rauch verkündiget haben. Der Bauer ist zur seltenen Feyer seiner Kirchweihe so gut berechtiget, als der Einwohner großer Städte zu seinen oft in Gelage und Bacchanalien ausartenden Bällen, und als der sogenannte hohe Adel zu glänzenden Hoffesten, bey welchen nicht selten die steife Ceremoniensucht nebst der jähnenden Langenweile den Vorsitz haben. Ist der Bauer doch auch ein Mensch, der Sinnen hat, die auch bisweilen gekützelt werden wollen! Es steht ihnen zwar die ganze Natur mit allen ihren abwechslenden und doch harmonischen Schönheiten weit besser offen, als dem

Bürger und Hofmann; allein, ich weiß nicht, ist es Gewohnheit, die ihm das Gefühl dafür abgestumpft hat, oder ist es eine gröbere, weniger ausgebildete Organisation, auf welche dergleichen Reize und Schönheiten weniger Eindruck machen können? Oder er fühlt sie wohl, weiß aber seine Gefühle nicht so sichtbar auszudrücken; denn ich sah doch schon oft den Pflüger dem wetteiferden Lerchengesang in einer solchen Stellung zuhören, die Theilnahme an diesem Concerte verkündigte; und ich sah oft den Landmann in seinen blühenden Obstgarten am Abend mit einer Behaglichkeit herumgehen, die etwas mehr, als die Berechnung der künftigen Früchte und ihres Ertrags zum Grund hatte, und meine Nachbarn würden nicht unter den Linden des Kirchenthors ihren Erholungsplatz aufgeschlagen haben, wenn sie nicht die von den grünen Zweigen dieser Bäume auf sie herunterthauende Kühlung empfänden, oder an dem Geruch der Lindenblüthe kein Vergnügen hätten.

Wenn der Landmann den größten Theil des Jahrs hindurch auf der harten Ruderbank des Fleißes sitzt, von rauhen Winden ungeschützt bestürmt und von der Hitze des Sommers gebadet und gebraten wird; so wäre es ungerecht, wenn man ihm die etlichen Tage des langen Jahrs nicht gönnen wollte, zu deren frohen Feier er das Recht von seinen Urahnen herabgeerbt hat, und die durch eine unwidersprechliche Verjährung ein Fest der ländlichen Freude worden sind. Es freut sich an diesen Tagen das Kind, wie der Greiß, und diese Freude lockt Verwandte zusammen, die das ganze Jahr hindurch voneinander getrennt sind. Monate lang wird schon vorher auf diesen Festtag gerechnet; das Mädchen sorgt für ein blankeres Hembd und der Jüngling für ein neues grünes Hutband, und, wenn es sein ledernes Beutelchen erlaubt, für einen rothen Brustfleck mit glänzenden metallenen Knöpfen. Die sorgende Hausmutter setzt schon den Schmalzkübel

bey Seite, aus dem sie die goldgelben Kuchen backen will, und das in der Mühle ausgezogene Dinkelmehl, das sie weiß und schmackhaft machen soll. Schon frühe stehen um die Kirche herum mit weißen Tüchern bedeckte Tische, auf welchen dünne Pfefferkuchen und Meth, hölzerne Trompetchen und Kreutzerpüppchen, Bratwürstchen und Huzelbrühe den staunenden und gaffenden Kindern des Dorfes verkauft werden. An dem am Abend vorher errichteten Mayen flaggen oben bunte Bänder, wie an einem heiligen Freyheitsbaume, nur mit dem Unterschied, daß um jenen die Freude freywillig tanzt, um diesen aber die Freude tanzen muß. Kaum war der durch eine dürftige Freuden-Musik verlängerte Gottesdienst geendiget, als man schon in den Wirthshäusern die schreyende Schallmey, heischere Geige und den brummenmenden Baß stimmen hörte.

Weil ich niemals ein Freund der lärmenden Freude war: so machte ich mich nach der Pre-

digt, welche dießmal mit sichtbarer Zerstreuung angehört wurde, auf den Weg nach Hause, ob mich gleich einige Nachbarn zu Gaste geladen hatten. Es kamen mir, da ich langsam das Dorf durchschlich, alle Scenen neu und verändert vor. An den Thüren vieler Häuser waren lustige Birken gelehnt, und die sonst vom Staub bedeckten Fenster hatten durch das Fegen ihre verlohrne Durchsichtigkeit wieder erlangt. Man sah' auf allen Wegen, die sich von den Anhöhen in das Dorf herunter ziehen, Kirchweihgäste herbey kommen, und auf den Wiesen und Feldern ruhte eine feierliche Stille. Kaum hatte ich das Dorf einige hundert Schritte im Rücken, als mir schon die kreischende Tanzmusik in der schönsten Disharmonie nachtönte, die doch so elektrisch durch das Ohr der Tanzenden in jede Nerve dringt, und ihre stampfenden Füsse taktmäßig emporhebt.

Da giengen mir nun auf dem Wege allerley Gedanken durch den Kopf. Ich warf mir zu=

erst die Frage auf: ob es gut sey, dergleichen Dorffeste in der alten Form unverändert zu lassen, oder sie nach einem bessern und sittlichern Geschmack umzuformen? Diese Fragen waren leicht aufgeworfen; aber nicht so leicht beantwortet. Daß vom Abschaffen dieser Dorffeste gar nicht die Rede seyn kann, das versteht sich schon aus dem, was ich bereits darüber gesagt habe. Ich hätte auch gegen ihre Form nichts einzuwenden, weil diese nicht nur von den Ahnen hergeerbt ist, sondern auch sich mit den gröbern Sinnen und dem Geschmack der Landleute besser verträgt, als das, was ihnen ein Ceremonienmeister nach dem neuesten Geschmack dafür empfehlen würde; allein in dieser Form liegt noch gar zu viel Rohes, den natürlichen Geschmack Verderbendes, und der Sittlichkeit Schädliches. Hier aber zu reformiren, ist nicht die Sache der Gesetzgebung, weil sie sich keinen guten Erfolg versprechen kann, wenn sie sich in das vorgebliche Gebiet der Willkühr eindrän=

gen will. Gutsherrn, die von ihren Unterthanen Zutrauen erworben haben, und von ihnen als Väter geliebt werden, könnten in diesem Falle das Meiste ausrichten, wenn sie nicht durch Befehle, sondern durch Zureden, Beyspiel und kleine Opfer zuerst nur kleine Versuche zur Verbesserung der ländlichen Feste machen wollten. Auch der Dorfprediger könnte dabey etwas Gutes stiften, wenn in Ansehung seiner nicht vorher gewisse Vorurtheile entwafnet werden müßten. Obgleich die Kirche selbst zu dem Ursprung dieser Feste die erste Gelegenheit gegeben hat, so steht sie doch jetzt mit ihnen in keiner nahen Verbindung mehr, vielmehr oft im Widerspruch. Wie oft haben in manchen Dörfern die Kirchweihfeste Streitigkeiten, ja so gar Prozesse zwischen Dorfgeistlichen, wenn sie blinde Eiferer waren, und zwischen den Gemeinden gegeben! Die Sagen davon werden auf Kinder und Enkel fortgepflanzt, und pflanzen das Mißtrauen gegen die jetzt billiger denkenden Pfarrer

fort, so daß ihre vernünftigsten Vorschläge nicht leicht einen herzlichen und allgemeinen Beyfall gewinnen würden.

Verbannt sollten von diesen ländlichen Festen werden alles im Lande müssiggängerisch herumziehende Gesindel, das entweder das öffentliche Bettelhandwerk treibt, oder durch mannichfaltige Arten der Quacksalberey, unsittliche Volkslieder und dumme Lügengeschichten das Landvolk nicht nur brandschatzet, sondern auch die Gesundheit ihres Körpers und ihrer Seele vergiftet. Dieses Verbannungsurtheil sollte auch alle Spiele des Betrugs treffen, die dem Landvolke den so sauer verdienten Lohn seines Schweißes aus der Tasche locken, sey es Riemenstechen, Würfeltrichter oder Lotto. Das Springen nach aufgehängten Gänsen ist die grausamste Thiermarter, macht die Gefühle unempfindlich und roh, und müßte also auch nicht mehr geduldet werden. Wer sich durch Behendigkeit und Kraft im Springen auszeichnen will, der kann

ja nach einem ausgehangenen Hu band, oder einen mit glänzenden Silberdrath durchflochtenen Strauß springen. So viel Natur, Herzlichkeit und Freudenausdruck die eigentlichen deutschen Tänze haben, so häßlich sind andere, die sich unter sie eingeschlichen haben, anzusehen, weil sie nicht nur die gröbste Sinnlichkeit wecken, sondern sie auch schaamlos öffentlich ausdrücken. Sie haben, ich weiß es aus Bekenntnissen, schon manche Unschuld, manche Ehre und manchen Wohlstand gekostet. Also weg damit! Auch die Freude der Dörfer hat sie nicht nöthig. Könnte nicht mit den Kirchweihen eine Art von Rosenfesten verbunden werden? Ich sage wohlbedächtlich "eine Art"; denn nur, was einfach und nicht kostspielig ist, kann sich auf dem Lande Dauer versprechen.

Aus einem und über ein altes deutsches Buch.

Ich habe immer sehr gern in altdeutschen Büchern geblättert und gelesen, weil ich in denselbigen den wackern Geist der deutschen Vorwelt zu meiner Erquickung leben und weben fand: eine herzliche Kraftsprache, verbunden mit einer schlichten, aus lauter Erfahrungen abgeleiteten Lebensweisheit. Kann man wohl in unserer gegenwärtig so fein polirten Büchersprache etwas schöner, kräftiger und wahrer sagen, als das folgende?

"Mag unser Herr Gott regnen, so können die Reichen auf Stelzen gehn. Brenet es, sie haben gemauerte Häuser dafür. Erschlägt der Schauer alles und wird theuer, er hat ihnen auf dem Kasten nichts erschlagen, sondern zugeschlagen. Kommt ein Sterben oder Pesti-

lenz, sie fliehen davon, der Arm hanget und burzelt darnieder, als wenn einer unter die Kegel wirft. Zanken die Herren, der arm Mann leihet das Haar dar. Der Krieg gehet allein über sie, über ihren Beutel, Weib und Kind. Es geschieht aber aus diesem Grund und Tabulatur: Gott hat den Kreuzweg zum Leben gebauet. — Darum hängt Gott einem jeden ein Kläpperlein an, und läßt niemand ohne Kreuz hin. Du darfst nit gedenken, daß die Reichen ein solch kreuzlos Leben führen, wie es der Arme von außen ansiehet; sie sind gemeiniglich an Leib und Gemüth krank, voller Angst, Anfechtung und bösem Gewissen; werden auch gemeiniglich eher grau, denn arme Leut, auch nicht so frölich. Es kann kein Mensch glauben, was für Noth in der reichen Leut Häuser steckt; sie wissens am Besten. Was Gott ihnen am Gut giebt, das nimmt er ihnen am Muth. Es kann seyn und geschieht oft, daß dem Reichen das Leben verdreußt, und ihm die Weil länger

ist auf seinen Polstern, Lotterbettlein, lidern Sässel, da sie allein die Knöpf umdrehen, oder an den Fenstern liegen, ja hinterm Wein sitzen, Silber und Gold vor ihnen haben, und nichts thun dann Wein trinken, Gulden und Geld zählen, als einem Bauern hinterm Pflug, und einem Hirten hinter den Schaafen. Man sagt von einem Fürsten, der sey vor einem Hirten geritten, und ihn an einem Stück Brod (das ihm freilich Lebkuchen ist gewesen, und ihm baß geschmeckt, dann dem Fürsten seine Foren (Forellen) und Wildpret), sehen nagen, erseufzet und sich gewünscht, daß er der Hirt an seiner Statt wäre. Ja, was dem Armen (so im Kreuz erstorben, und zum Uebel unempfindlich worden ist), ein Gelächter und kühler Mayenthau wäre, das ketzert und martert den weichen Reichen über die Maß. Dieß Leben läßt Gott nicht gliedganz seyn."

Ich weiß freilich nicht, ob jedermann an dieser Sprache, und an diesen aus wahrer Welt=

und Menschenkenntniß geschöpften Trostgründen eben so vielen Geschmack findet, als ich; ich wenigstens finde bey meinem alten Landsmann oft mehr Belehrung und Unterhaltung, als mir mancher Philosoph nach der neuesten Form gewähret. Seine Klagen über den Schein einer so ungleichen Austheilung des Glücks und des Unglücks unter den Menschen sind so offenherzig und wahr vorgetragen, daß man Anfangs nicht das geringste dagegen einwenden zu können glaubt. Wer wird da nicht wünschen, auch ein Reicher zu seyn, und durch die vielen Regenpfützen, welche die Lebensstrasse für den gewöhnlichen Wanderer so beschwerlich machen, auf Stelzen gehen zu können? Aber mit was für einem kurzen und schönen Uebergang bahnt er sich den Uebergang zu seiner wahren und in den besten Gesichtspunkt für das menschliche, unkritische Auge gestellten Theodicee? "Gott hat den Kreuzweg zum Leben gebauet." Wie leibhaftig sieht man den Reichen mitten in sei-

nem Gut ohne Muth auf seinem Sopha da sitzen, und vor langer Weile oder Sorgen an den Knöpfen seiner Weste drehen? Und wie jammervoll sieht man den reichen Weichling unter dem unvermeidlichen Regen wimmernd einher kriechen, indeß der durch Leiden abgehärtete Arme eben diesen Regen für einen kühlen Mayenthau hält, und pfeifend unter demselbigen fortwandert? "Dieß Leben läßt Gott nicht gliedganz seyn." — Wer in dieser Welt der Unvollkommenheit sich nach Vollkommenheit sehnet, der treibt kein leichteres Spiel, als wenn er alle Thäler ausfüllen und alle Berge der Erde einebnen wollte.

Eben dieser mein altdeutscher Landsmann sagt an einer andern Stelle seines Buches über das bekannte Sprüchwort: "all Ding ein weil" treuherzige Worte der Erfahrung, die auf manche Epochen und Begebenheiten nicht unpassend sind: "Die Völker, welche fast ganz Europa erschrecklich waren, und für eitel Teufel gehalten wurden, als die Cimbern, Gothen, Hun-

nen u. a. seind jetzt also verachtet, daß man ihr Land und Namen nimmer weiß, und dafür ist Mahomeds Anhang, der Türk, aufgegangen. Also geht auch das Herz (Muth, Tapferkeit) um, wie die Wacht; jetzt hat dieß Volk, wie es Gott ordnet und bestimmt, Sieg und Herz, daß ihm niemand widerstehen kann oder darf, Ursach, die Wacht ist an ihnen, und jetzt ihre Stund und Zeit, daß sie Gott zu seiner Ruthen brauchet, vor der sich jedermann bücken, ja vor ihren Namen erschrecken muß. Wann aber ihre Zeit aus ist, daß sie ausgedienet und Urlaub haben, und der Musterherr im Himmel ein ander Volk will herfürbringen, so vergehen sie wie der Rauch, daß nichts überbleibt, dann ihr Nam, und etwa so ein liederlich Volk, daß sich die Nachkommen wundern, daß ihre Vorfahren solche Thaten haben thun können, deren sie kaum gedenken dörfen. Also gehet es auch mit den Geschlechten und dem Adel im Lande zu. Ein Geschlecht geht auf, und das andere

ab. Die etwan in Städten und bey Kaisern vornen dran waren, dero Namen ist dahin, und mit ihm Schild und Helm begraben, oder die noch übrig, so verachtet in Städten, daß man sie eher für die Kirchen (als Bettler) dann aufs Rathhaus setzt. Dargegen andere Geschlecht, davon man vor wenig Jahren nichts wußte, aufgegangen, die im Regiment sitzen und regieren. So gar ist das Glück sinweln (unbeständig). "Und doch bey dem allen, was wir sehen und erfahren, daß nichts Beständiges und Stetes hier ist, sondern dem Gespött des Glücks all unser Hab, Gut, Ehr und Sieg unterworfen ist, hängen wir uns an dieß elend, walzende kreaturische Wesen, und bestehen daben als Butter an der Sonne, oder als einer, der sich auf ein umwalzend Rad legt, und darauf will ruhen und still liegen." —

Wie oft hat man bey dem Begebenheiten der jüngst verflossenen Jahre auch denken müssen: "es geht das Herz um, wie die Wacht." —

Warum scheint manchem Volke der Sieg unzertrennlich auf der Ferse nachzufolgen? Weil die Macht an ihm ist; und ausserdem Gott aus ihnen eine Ruthe bindet, vor der man sich bücken muß. Ihre Dienstzeit hat endlich doch auch ein Ende, wenn ihnen der Musterherr im Himmel Urlaubt gibt. "Wenn man von der Wahrheit dieser Gedanken und Erfahrungen überzeugt ist, so kann man leicht das Stoische: Nil admirari (sich über nichts zu verwundern) mit ruhiger Gelassenheit ausüben, und weder seine Besorgnisse noch Hofnungen zu groß werden lassen. Nichts legt dem unbändigen Stolz siegender Nationen einen sicherern Zaum an, als wenn sie einen ruhigen Blick auf die Begebenheiten der vergangenen Welt werfen. Es kann nicht fehlen, daß sie nicht in den Jahrbüchern der Geschichte Völker finden sollten, an welchen sie ihr lebendiges Ebenbild erkennen müssen, und von denen sie ja selbst, als von ihren grossen Mustern und Vorbildern

sprechen. Alle diese Nationen, welche dem besten Theil der Erde als Gebieter Gesetze vorschrieben, die Reiche, wie Löwen, zerrießen und verschlangen, die aus eitlem Stolze wähnten, daß die Erde nur dazu da sey, um ihrem despotischen Scepter zu gehorchen, sind endlich doch auch wieder aus der Geschichte so weggeschwunden, daß von ihren Großthaten nichts mehr, als der Name, lebt, und daß nur noch bemooste Ruinen als redende Zeugen ihres Daseyns und ihrer Großthaten vorhanden sind. Ihre Dienstzeit war aus, und der Musterherr im Himmel hat einem nach dem andern Urlaub gegeben, damit er für eine andere unbekannte Nation Platz machen möchte. So wie die alte Geschichte einem eroberungssüchtigen Volke mehrere Nationen zum Muster aufstellt, welchen nachzueifern sie einen Drang fühlen: so stellt sie ihnen zugleich lehrende Beyspiele vor die Augen hin: wie vergänglich alle vermeinte oder ertrotzte menschliche Größe sey, und wie

unerbittlich die eiserne Nothwendigkeit jedem dädalischen Aufflug ein Ziel gesetzt habe, über das er sich unmöglich hinausschwingen kann, sondern dessen Erreichung der Anfang seines schnellen Zurücksinkens, nicht auf die Oberfläche der Erde, sondern in die Untiefen des Nichtsseyn zu seyn pflegt.

Man wird vielleicht den Einwurf machen, daß zwischen den Nationen des Alterthums und der neuen Zeit ein grosser Unterschied sey, daß das Sinken und Verschwinden jener von dem Geiste der Zeiten herrühre und daß jetzt ein ganz anderer Geist der Sitten, der Gesetzgebung und Grundsätze herrsche, der eine Nation in der Höhe, zu der sie sich empor geschwungen hat, auch erhalten könne. — Da Völker aus Menschen bestehen, so bleiben sie auch Menschen, die wohl ihre äussere Form, ihre Steckenpferde, ihren Flitterstaat, ihre Spiele und ihre Wortkrämereyen verändern, ihr Wesen aber mit allen davon abhängenden guten und schlim-

men Eigenschaften nicht ablegen, nicht einmal verläugnen können. Herrschen nicht in den Staatsverwaltungen der jetzigen Zeit eben die Fehlgriffe und Mißbräuche, über welche man in der Geschichte bald die Volkstribunen, bald die Konsuln und den Rath klagen hört? Sehen wir nicht, wie in dem freien, fein kultivirten Athen die größten Männer Spielbälle der schlauen Staatskabalen und der veränderlichen Volksgunst sind, die heute als die weisesten Patrioten mit dem schönsten Kranze des Verdienstes geschmückt, und morgen als Feinde des Vaterlandes verbannt worden? Da wir sehen und hören, daß es in der Geschichte unserer Tage noch eben so zugeht, so sollte man doch daraus schliessen können, daß die Zeit an Staaten und Staatverfassungen keine wesentliche Veränderungen mache, und daß daher auch neuere Staaten, sie mögen Monarchien oder Republiken seyn, nach Jahrhunderten sinken, oder endlich gar aus der Geschichte der Gegen-

wart verschwinden können. Nicht bloße rohe Gothen und verwüstende Hunnen haben dieses Schicksal gehabt, sondern auch Griechen und Römer mußten demselbigen unterliegen.

Und nun will ich meinem Alten noch ein paar Fabel erzählen lassen, wenn auch nicht so witzig und schön, wie ein Fontaine, doch so treuherzig, wie ein Aesop oder Burkard Waldis.

"Ein Schaaf und ein Esel, der Dienstbarkeit überdrüssig und der Freyheit begierig, liefen miteinander gen Wald. Der Hirsch fragte sie um die Ursach ihrer Flucht. Das Schaaf antwortet: man hätt' es gemolken bis zum Blut, dazu jährlich des natürlichen Rocks und der Wolle beraubt, zuletzt gar zur Metzig geführt. So klagt auch der Esel über die grosse Bürde, so ihm seinen Rücken nahend zerbrochen hätte, und des grossen Undanks der Menschen, daß sie ihn übel dazu geschlagen, und übel zu fressen, nichts als Spreuer, gegeben hätten, ob er gleich täglich Korn trüge. Sie wollten

sich derhalb, wie das Wild in den Wäldern der Freyheit brauchen. — O ihr thörichten Thiere! sagte der Hirsch. Freyheit ist nicht jedermann bequem, so wenig als alle Speiß einem jeden. Ihr seyd ja beide wehrlos gegen den Wolf, und auch zu langsam, euer Leben durch Laufen zu retten. — Freyheit ist ein anmuthig Ding, aber sie bekommt nicht jedermann wohl; denn vieler Ding Heil, Fried und Leben steht in dem, daß sie andern unterworfen sind, denen die Freyheit der Tod ist. Daher kommt das Sprichwort: Das freie Schaaf frißt der Wolf, das im Stall gefangene bleibt unter dem Hunde und des Hirten Hut lange sicher."

Es ist nicht nöthig, darüber Glossen zu machen; und es ist auch gegenwärtig nicht rathsam, von diesem Gegenstande viel zu sprechen, auch aus dem Grunde, weil zu viel davon gesprochen und geschwätzt wird. — Die andere Fabel lautet so:

"Ein Bär suchet auf den Rath eines Wolfs einen Meister, der ihm Hörner machet und aufsetzet, daß er nicht also wehrlos um den Kopf seinen Feinden nicht allein mit der Stärke, sondern auch mit dem Vortheil der Hörner begegnen möchte. Der Meister begehrt die Ohren vom Bären zum Lohn; denn er sagt: sie würden sich nit wohl neben den Hörnern an seinem Kopf reimen. Der Bär ließ sich beyde abschneiden. Da brachte der Meister Hörner her, dabey einen Neber und Hammer, dem Bären zwey Löcher in den Kopf zu bohren und die Hörner darein zu schlagen. Der Bär sprach: Da wär' ich wohl ein Narr, sollt' ich mir mein Haupt durchbohren lassen. Der Meister sprach: nun kann es anderst nit seyn, soll ich dir die Hörner ufstecken und einschlagen. Da antwortet der Bär: der ist wohl ein Narr, der Hörner bezahlt; hätte' ich meine Ohren und du deine Hörner wieder. Also geht es, wenn einer aus seinem Amt, Beruf und Stand will lau-

fen, nit des seinen warten und mit seinem Glück zufrieden seyn."

Wer kennt nicht Leute, die sich auch wie der Bär, Hörner bohren ließen, und darüber die ihnen so natürlichen Ohren verlohren haben? Zumal wenn es die Mode, die man auch mit einem philosophischeren Firnißwort den Geist der Zeiten nennt, es zur Gewohnheit, oder wohl gar zum Gesetz machet? Daher sieht man, wenn dieser Wind der herrschende ist, so viele Leute mit gebohrten Löchern am Kopf und ohne Ohren herum laufen. Manche von ihnen stoßen auch gar unfreundlich um sich, ob sie gleich keine Hörner, sondern nur die dazu gebohrten Löcher haben, und das ist oft gar lustig anzusehen. Andere aber, denen der Verlust der Ohren doch zu Herzen geht, und sich dessen schämen, werden dadurch so mürbe gemacht, daß sie sich aus der grossen Gesellschaft zurückziehen, und in der Stille und Einsamkeit die Heilung ihrer Wunden suchen. "Haben Sie

vielleicht auch aus dieser Ursache das einsiedlerische Leben gewählt?" — Gewiß nicht; ich war jederzeit mit meinen Ohren recht zufrieden, und Hörner zum Stossen gehörten nie unter die Gegenstände meiner Wünsche.

Ueber die Unzufriedenheit mit seinem Stande.

Nur diejenigen Glücklichen sind mit ihrem Stande zufrieden, welche ein genügsames Herz haben, und sich weder von dem eitlen Schimmer der Ehre blenden lassen, noch auch in der Aufhäufung todter Schätze, und in dem ecklenden Genuß ununterbrochenen Vergnügungen ihre höchste Glückseeligkeit suchen; es müßten denn auch diejenigen unter diese Klasse gezählt werden wollen, welche durch Gefühllosigkeit und innern Stumpfsinn in einen tiefen Seelenschlaf gefallen sind, daß sie zwischen dem Gekrächze der Krähen und dem Gesange der Nachtigallen,

zwischen dem mit Spinnengeweben überzogenen Kellergewölbe und zwischen dem blauen Gewölbe des Himmels, an dem die Abendsonne in einem rosenfarbnen mit Gold durchwirkten Gewande hinabsinkt, gar keinen Unterschied mehr machen können. Solche Leute verdienen nicht den Ehrennamen der Zufriedenen, sondern der Schlafsüchtigen.

Die grössere Menge der Menschen wird aber unaufhörlich von der Unzufriedenheit nicht nur beunruhiget, sondern von ihr so gar oft, wie von einer Furie, mit einer hochgeschwungenen Geissel herumgejagt. Ungemässigte Leidenschaften, welche die Herrschaft der Vernunft an sich gerissen haben, sind es, welche diese Furie wecken, und ihr selbst die Geissel flechten, mit der Ruhe und Zufriedenheit von ihnen weggepeitscht wird. Der Ehrgeiz sieht nur immer Flittern vor seinen Augen schimmern, rennt und hascht unaufhörlich nach ihnen, und läßt das ihm unter dem Füssen aufblühendere ächtere Glück

ungepflückt und ungenossen. Das Leben des Geizigen ist ein ewiger ängstlicher Traum vom Golde, das er bald zu gewinnen hoft und bald zu verlieren fürchtet. Er sucht immer zwischen Dornengesträuchen nach der Quelle, aus der Silber fliessen soll, und findet sie entweder gar nicht, oder, wenn er sie auch gefunden hat, so bleibt er, durstig wie vorher, an ihr sitzen, weil er den Genuß eines einzigen Tropfens für Verschwendung hält. Stürze den taumelnden Freund der Sinnlichkeit in das Meer des Genußes hinein, so wird doch auch dieses seinen Hunger nicht sättigen und seinen Durst nicht löschen, und ihn immer gieriger, und dabey doch auch eckler machen.

Rastloses Streben nach Ruhm und Ehre ist eine der gefährlichsten Klippen, an der die Zufriedenheit und Glückseeligkeit der Menschen zu scheitern pflegt, und es ist zu bedauern, daß es gemeiniglich eine Krankheit nicht gemeiner Seelen ist. Der Ehrsüchtige will mehr

Beyfall und Achtung der Menschen, als er nach der Ordnung der Natur, und nach den Verhältnissen seiner Kräfte und Pflichten verlangen und behaupten kann; er fällt in die bemitleidenswürdige Schwäche, daß er mehr scheinen will, als er wirklich ist. Welche ängstliche Unruhe muß er empfinden, wenn er glaubt oder auch nur sich einbildet, daß sein Ansehen verdunkelt, verdrängt oder verkleinert werde! Welch' ein marternder Anblick ist ihm die Ehre und die Belohnung der Verdienste anderer! Er vergeudet oft seine schönsten Kräfte, nicht zum Dienste anderer und des Vaterlandes, sondern nur deswegen, um auf sich aufmerksam zu machen, und um sich die oft so verrufene Münze des Beyfalls der Thoren zu erbetteln. Jeder ihm verweigerte erste Gruß trübt ihm eine heitere Stunde, und er watet lieber durch Pfützen, als daß er auf ebenen Blumenpfaden einhergeht, wenn es die Natur und Gewohnheit mit sich bringt, einem andern zu der linken Hand zu

gehen. Wie sehr muß ihm also sein Stand aneckeln, der ihm an den Genuß einer solchen beneideten Glückseeligkeit hinderlich ist! Und doch ist es einmal unerläßliche Nothwendigkeit, die Pflichten des uns angewiesenen Berufs genau zu erfüllen. Ohne Zufriedenheit mit diesem Beruf läßt sich aber eine gewissenhafte Erfüllung dieser Pflichten kaum denken. Man verwünscht oft den Posten, auf welchen man von der Vorsicht, nicht selten auch von seiner freyen Wahl selbst, hingestellt worden ist, weil ein anderer auf einem höhern Platz steht, weil man nicht bedenkt, daß man auf Anhöhen den Stürmen weit mehr ausgesetzt ist, und weil man nur aufwärts, aber nicht niederwärts sieht, wo eine Menge niedrigerer Posten von ruhigen und zufriedenen Männern besetzt sind. Diese Unzufriedenheit aus Ehrgeiz hat oft sehr schädliche Folgen für den Staat; denn sie ist die Ursache, warum oft Aemter zwecklos verwaltet, und Pflichten, von denen doch oft das

Wohl der bürgerlichen Gesellschaften zum Theil mit abhängt, vernachlässigt werden: Wenn der Amtmann den Hofrath, oder der Dorfpfarrer den Superintendenten immer im Sinne hat: so wird das Amt und die Gemeine meistentheils schlecht berathen werden. Nicht nur der Stolz wird das Vertrauen der Bauern in ihrer weltlichen und geistlichen Noth wegschrecken, sondern es wird auch die Unzufriedenheit jede kleine Mühe, die der verachtete Stand zur Pflicht macht, zu einer unerträglichen Last machen, die man also lieber gar nicht mit einem Finger anrührt. Haben denn die Hände, welche Waizen dreschen, mehr Ehre davon, als die, welche Roggen dreschen?

Andere wären wohl mit der Ehre, welche ihnen ihr Stand gibt, ganz wohl zufrieden, ließen sich auch wohl noch einen Theil davon abziehen, wenn man ihnen denselbigen nur mit einer Realität, wie sie es nennen, bezahlte.

Aber sie sind mürrisch und unzufrieden, weil ihr Beruf sie und die Ihrigen zwar ernährt, aber die Geldkasse zu leer läßt. Man kann dabey nicht so große Kapitalien auf Wucher anlegen, wie andere, die mitten im Rohr sitzen und daher nach Belieben große Pfeifen schneiden können, oder weil man nicht so, wie der Kaufmann, mit einigen Federstrichen so viele Thaler gewinnen kann, als man mit der mühseligsten Anstrengung kaum Groschen zu erarbeiten im Stande ist. Man bringt entweder halbe Nächte schlaflos zu, und sitzt sinnend bey der mitternächtlichen Lampe, um nur ein Kapitälchen, von dem noch einige Thaler abgehen, bis zur versprochenen Zahlungszeit gar voll zu machen; indeßen der, welcher an einem andern Posten steht, singend und pfeifend in seine Säcke Gold und Silber hineinströmen sieht. Wie können also Habsüchtige mit ihrer Lage zufrieden seyn? Wie können sie es gleichgültig ansehen, daß man ihnen den Lohn in

Thalern vorzählt, der andern in blanken Louis-dor's zugeworfen wird?

Diese Art von Unzufriedenheit hat aber mehrere böse Folgen. Ich will nichts davon sagen, daß sie eine beständige Folter für denjenigen ist, in dessen Herz sie sich eingenistet hat. Das möchte noch hingehen; denn es ist eine wohlverdiente Selbstrafe. Allein sie ist auch zugleich die Quelle, aus der für andere Menschen und für den Staat selbst die schädlichsten Folgen herfließen. Die Unersättlichkeit des Geistes achtet keine Gerechtigkeit und keine Gesetze, und es ist ihr keine Handlung zu schmutzig, wenn sie nur dadurch ihren Hunger befriedigen kann. Wer die gerechten Wege seines Berufs nicht einträglich genug findet, der schlägt die Schleichwege des Betrugs ein, wo er sich, wie ein Räuber, im Hinterhalt legen, und den Vorüberziehenden auflauern kann. Wer ihm dann in die Hände fällt, sey es ein Bruder oder eine Wittwe, der darf auf die

kleine Habe, die er mit sich führt, Verzicht thun. Für das Beste des Staates zu sorgen, wird dem Geldsüchtigen auch deswegen lächerlich, weil er nach seinem eigennützigen System glaubt, der Staat habe zu wenig für das Beste seiner eigenen Person gesorgt. Unersättlichkeit verursacht die meisten Treulosigkeiten gegen den Staat. Daher kommt es, daß nach den neuren Grundsätzen der Staatsökonomen die Gehalte der Vaterlandsdiener verbessert werden sollen, um durch Abschneidung der zufälligen Einnahmen auch der Untreue gegen den Staat und allen politischen Taschenspielereyen den Weg abzugraben. Der Grundsatz ist zwar ganz vernünftig, wenn nur Eigennutz und Unersättlichkeit dadurch bis auf die Wurzel ausgerottet werden könnte; aber da dieses nicht wohl möglich ist, so wuchert dieses Unkraut auch in dem verbesserten Boden fort, läßt sich vom Staat nicht nur reichlicher bezahlen, sondern setzt auch auf Kosten desselbigen den

verbottenen Wucher fort. Der Handel mit Staatsämtern, der weit entehrender ist, als der Trödelhandel mit schmutzigen Lumpenkleidern, gehört vornehmlich zu den Sünden, die man gegen den Staat begeht, weil man ihm nicht nur statt würdiger Diener unwürdige gibt, sondern durch die jüdische Versteigerung der Aemter selbst die Käufer gleichsam berechtiget, in den gekauften Aemtern treulos zu seyn.

Eine andere Klasse von Menschen seufzt über ihren Stand, weil er ihnen nicht erlaubt, sich nach Herzenslust mit Abpflücken der Blumen der Lust abzugeben. Der Erfüllung ihrer Berufspflichten, die für den rechtschaffenen Mann eine so süsse und erquickende Frucht ist, können sie keinen Geschmack abgewinnen. Sie wünschen, nur immer zwischen Rosenhecken lustwandeln, oder auf den weichen Polstern der Gemächlichkeit und des Vergnügens ausruhen zu können. Wie sollte man also eine Lage erträglich finden, welche diese Wünsche nicht be-

friediget? Bald sieht man den glücklichen Verschwender in seinen lakirten auf Schwanenhälsen schwimmenden Wagen zum Thore hinausrasseln, wenn die traurige Amtspflicht auf ein paar Stündchen an den Arbeitstisch hinruft; bald hört man den genußreichen Faulenzer von den Seeligkeiten des gestrigen Balles erzählen, den man wirthschaftlicher Ursachen wegen dießmal nicht beywohnen konnte. Wie unglücklich muß man sich also dünken? Wie unzufrieden mit seiner Lage werden? Was der Zufriedene in seinen Berufsgeschäften für ein zeitvertreibendes Spiel achtet, das hält der nach Freudengenuß dürstende für eine herkulische Arbeit, und die kleinste Entbehrung eines sinnlichen Kitzels, welche jenem so wenig in seiner Ruhe stört, als ein Vulkan im Monde, beklagt dieser als eine dem Herzen viel kostende Aufopferung.

So sind ungemäßigte Leidenschaften die gefährlichsten Feinde unserer Ruhe und Zufrieden-

heit. Sobald sie die Herrschaft über uns erhalten haben, so behandeln sie uns als unersättliche Despoten. Da aber unsere Lage ihre Befriedigung gar oft unmöglich macht, so geben sie uns ihren Unwillen und Zorn auch dadurch zu erkennen, daß sie uns die Unzufriedenheit über den Hals schicken, welche rund um uns her die Wurzeln unsers Glücks abnagt, und auf jeden Bissen des Lebensgenusses ihren bittern Wermuth streut. Da ruft man oft mit dem Unglücklichen des Asmus aus:

Nun mag ich auch nicht länger leben, verhaßt ist mir des Tages Licht;
Denn sie hat Franzen Kuchen gegeben, mir aber nicht!

Diese Unersättlichkeit und Unzufriedenheit macht den Menschen aber auch schlecht, und verleitet ihn, Treue und Pflicht ihr zum Opfer zu bringen. Ich habe Leute gekannt, welche, um den vielseitigen Conto des Tuchladens zahlen zu können, das Recht an offenbare Schurken verkauften, und im eigentlichen Verstande

Häuser der Wittwen und Waisen so ruhig, wie ihr gewöhnliches Frühstück, hinunterschlangen, wenn ihr Heißhunger es so verlangte.

Inde fere scelerum causae, nec plura venena
Miscuit, aut ferro grassatur saepius ullum.
Humanae mentis vitium, quam saeva cupido
Indomiti census. nam dives qui fieri vult,
Et cito vult fieri; sed quae reverentia legum,
Qui metus aut pudor est unquam properantis avari? Iuv.

"In Menschenherzen wohnt kein Laster, das
So viele Gifte mischt', so oft mit Dolchen tobte, als
Die wilde Gier nach unbezwinglichen Vermögen.
Denn wer sich reich wünscht, wünscht es bald zu seyn
Und wo ist dann noch Achtung vor Gesetzen?
Wo Scheu und Schaam bey einen Geizigen, der eilt?"

Von der Vaterlandsliebe.

Es kann seyn, daß die Geschichtschreiber und Philosophen der Griechen und Römer von der Vaterlandsliebe dieser Völker ein größeres Geschrey machen, als die Sache verdient, und daß das dulce et decorum est, pro patria mori "süß ist's und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben" weiter nichts, als eine poetische Floskel ist, die mit der relicta non bene parmula "den nicht ehrenvollen Verlust des Handschildes" des offenherzigen Horaz nicht recht zusammenstimmt. Hätte das Feuer der Vaterlandsliebe diese alten Völker zu allen Zeiten in gleicher Wärme durchglüht: so hätten Ehrgeiz, politische Kabalen, Staatsverräthe, aufrührische Auftritte und Bürgerkriege in ihrer Geschichte nicht so viele traurige und schauderende Gemälde aufge-

stellt haben, so würde kein Aristides verbannt, und kein Kato in die eingebildete Nothwendigkeit gesetzt worden seyn, einen Dolchstich durchs Herz der Verzeihung des siegreichen Cäsars vorzuziehen. Es wäre ungerecht, wenn man den Alten Vaterlandsliebe absprechen wollte. Ihr reinstes Feuer glühte in vielen edlen Herzen, und brachte oft Wunder hervor. Aber sie blieb sich nicht immer gleich, und verlohr besonders durch Einmischung eines fremdartigen Stoffes oft gar viel von ihrer Reinigkeit. Was oft Feldherrn und Soldaten im Krieg zur kalten Verachtung aller Gefahren, und zu Wundern der Tapferkeit begeisterte, war nicht immer reiner Patriotismus, der zum Schutz des Vaterlandes das Leben zum Opfer bringt, sondern bald eine zügellose Ruhm- und Herrschsucht, welche ihr und des Vaterlandes Glück in Schellengeläut und Vergrößerung des Reiches setzte, bald war es räuberischer Durst nach Beute und fremden Eigenthum. Die ächte Vaterlandsliebe trägt

sich selten unter Posaunenton zur Schau; ihre edlen Handlungen thut sie in der Stille.

Allein nicht nur in den Zeiten des Alterthums waren die Begriffe von Vaterlandsliebe schwankend und ungewiß, sondern sie sind in unsern Zeiten noch eben so unbestimmt. Man hat jetzt vornemlich die Gewonheit, mit diesem Wort große Parade zu machen; aber man darf oft nur diesen abstrakten Begriff in dem koncreten Wesen eines Patrioten auflösen, so wird man seine Wunder sehen. Ein Patriot sollte eigentlich nur der edle Mann heissen, der nach weisen Grundsätzen auf dem Wege der Ordnung und des Rechts das Wohl seines Vaterlandes zu befördern sucht, schädliche Mißbräuche zu entwurzeln und Vorurtheile auszurotten strebt, und zwar nicht deswegen, um dadurch für sein liebes Selbst etwas zu gewinnen. Aber was für einen Mißbrauch hat man in unsern Zeiten oft mit diesem edlen Worte getrieben? Leute nennen sich Patrioten, die ent-

weder im Ernst, oder aus Verstellung schwärmen, die von dem Vaterland einen so tollhäußlerischen Begriff haben, daß sie dasselbige aus Schwärmerey oder aus Egoismus an die Feinde desselbigen verrathen, welche die Zerstörung wohlthätiger Gesetze für patriotische Thatkraft halten, Verwirrung, Aufruhr und Anarchie anstiften, besser gesinnte und ruhige Bürger nicht blos anfeinden und sie mit verhaßten Namen belegen, sondern auch an der Vernichtung ihres Wohlstandes heimlich und öffentlich arbeiten, und die endlich aus lauter flammenden Patriotismus — ein schändlicher Meuchelmord dieses kostbaren Wortes! — durch Raub, Plünderung und Mord ihrer Mitbürger sich zu bereichern suchen. — Es gibt noch eine andere Klasse von Leuten, die auch, aber in einem andern Sinn, an dem Wort Patriotismus zu Verräthern werden. Das sind diejenigen Staatsbürger, welche ihr Vaterland nur deswegen lieben, weil es vorzüglich für sie eine

Ziege ist, die sich bis aufs Blut melken läßt, weil sie auf Wegen der Ungerechtigkeit oder des barbarischen Herkommens auf solche Stellen sich hingeschlichen oder hingedrängt haben, wo die größten Vortheile eingeerndet werden können, weil sie ihren eigenen Wohlstand ausschliessender Weise für das Wohl des Vaterlandes halten und ausgeben, und daher auch die ihnen erwiesene Affenliebe wieder durch gegenseitige Affenliebe vergelten zu müssen glauben. Da aber auch diese Art von Patriotismus aus einer trüben und zuweilen auch stinkenden Quelle herfliesset, so wird es leicht werden, sie zu würdigen. So liebt der in dem schönen Apfel nagende Wurm seinen nicht nur beherbergenden, sondern auch nährenden Wohlthäter; nur Schade, daß dieser durch diese Liebe zerstört wird, und vom Baume fällt!

Ich habe nie einen neuen Rock liebenswürdig finden können; je länger ich ihn aber getragen hatte, desto grösser wurde meine Nei-

gung zu ihm, und ich hatte ihn endlich, wenn er anfieng alt zu werden, und die Fäden seines Urstoffes zu zeigen, so lieb und theuer, daß mir der Abschied von ihm so schwer wurde, als nur immer die Trennung von einem alten, vertrauten Freund seyn kann. Das kam daher, weil wir zusammengewöhnt waren, weil ich mich bey jedem Blick auf ihm, an die vergnügten Stunden erinnerte, die wir miteinander in Gesellschaft zugebracht haben. — Eben so lieben viele ihr Vaterland. Man hat sich von der Wiege an dasselbige gewöhnt, man hat dort die lieblichen Jahre der Kindheit und Jugend verlebt, hat dort seine Freunde und Anverwandte, findet da alles so bekannt, seinen Bedürfnissen und Wünschen anpassend, und wird durch diese Ideen auch zur Liebe desselbigen bewogen. Je weniger also der Mensch es gewohnt hat, ausser seinem Vaterlande zu leben, desto stärker wird auch bey ihm diese Art von Vaterlandsliebe werden. Leute aber, welche

auf weiten und vieljährigen Reisen die Welt durchzogen haben, werden gemeiniglich gegen ihr Vaterland so gleichgültig, daß sie zwischen ihm, und dem entferntesten Winkel der Erde, wo sie sich aufhalten, keinen Unterschied mehr finden.

Wenn der Patriotismus von einer ächtern Art seyn soll, so muß das Gefühl der Dankbarkeit auf das engste damit verwebt seyn; versteht sich aber keine falsche Dankbarkeit, wie sie der Dieb gegen den Mond fühlt, wenn er ihm zu einem nächtlichen Einbruch geleuchtet hat. Dieß möchte wenigstens bey gewissen Patrioten der Fall seyn, von denen ich schon oben geredet habe. Wenn ich überzeugt bin, und diese Ueberzeugung ist nicht schwer zu erhalten, daß mir durch die bürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied ich durch die Geburt oder freywillige Aufnahme worden bin, tausend Vortheile und Bequemlichkeiten zuwachsen, welche ich ohne sie entbehren müßte, so muß ich auch erkennen,

daß ich derselbigen gewisse Verbindlichkeiten schuldig bin. Ich werde also durch mein Bewußtseyn, noch mehr aber durch mein Herz, aufgefordert, ihr dafür alle nur möglichen Gegendienste zu leisten, und mich freuen, wenn ich ihr dadurch den tiefgefühlten Dank thätig an den Tag legen kann.

Nur muß die Dankbarkeit in der Wahl der Dienste, die man dem Vaterlande leisten, und der Aufopferungen, die man ihm bringen will, vorsichtig seyn, damit man dem Vaterlande nicht mehr Schaden als Vortheil dadurch bringe, und das Haus, das man in der Kälte erwärmen will, anzünde und in die Asche lege. So machen es nicht selten wie noch unerfahrnen Handhaber der Aufklärung, die als Fackel- und Laternenträger in ihrem Vaterlande herumziehen, und aus wohlgemeintem Eifer nicht nur die öffentlichen Plätze und grossen Strassen, wo die Häuser nicht so leicht von feuerfangenden Materialien aufgebaut sind, sondern auch

alle enge Gäßchen zu erleuchten und aufzuklären suchten. Aus einer solchen Illumination entsteht aber oft ein Brand, besonders wenn die Fakeln Kohlen fallen lassen, oder wenn man sie zu hoch empor trägt.

Der Patriotismus hat aber keine bessere Gelegenheit, sich in seinem herrlichsten Lichte zu zeigen, als wenn das Vaterland in Gefahr ist. Dieses muß aber eine wirkliche, keine eingebildete oder vorgespiegelte Gefahr seyn. Nie drohen aber dem Vaterland größere Gefahren, als im Kriege, besonders wenn es gegen die Angriffe eines Feindes vertheidiget werden soll, welcher mit Raub- und Verwüstungssucht auch Vernichtung alles desjenigen verbindet, was dem guten Menschen heilig zu seyn pflegt. Da kann die Mutter den Sohn seegnend und mit traurigsüssen Thränen hinziehen sehen, denn sie erblickt in dem Vertheidiger des Vaterlandes auch ihren Vertheidiger, und den Beschützer der Unschuld ihrer Töchter. Da kann der Greiß die

Botschaft von dem Vaterlandstode seines Sohnes mit spartanischem Muthe anhören, und mit Grunde sagen: er hätte nicht ehrenvoller sterben können; denn dazu ist er gebohren worden! Jede erhaltene Narbe ist ein achtungswürdiges Ehrenmal, das mehr ziert, als Stern und Ordensband. Es würden also in meinen Augen Invalidenhäuser so heilig, als Tempel seyn, wenn nur für die gute Sache des Vaterlandes Kriege geführt würden. Da aber dieß nicht immer der Fall ist, sondern die auch Anfangs gutgemeinte Vertheidigung des Vaterlandes in Eroberungssucht ausartet: so verdienen zwar die gefallenen und verstümmelten Opfer Mitleiden und Erbarmen; allein was sie seyn könnten und sollten, das sind sie nicht mehr.

Der gutgesinnte Bürger kann aber sein Vaterland in den Zeiten des Kriegs nicht blos mit dem Schwerdte vertheidigen; er kann eben so viel zum Schutze desselbigen beitragen, wenn

er patriotische Anschläge gibt, das Feuer der Vaterlandsliebe in seinem Wirkungskreise erweckt oder unterhält, die erschöpften und doch unentbehrlichen Kräfte des Vaterlandes durch große und kleine Opfer, je nachdem es ihm seine eigenen Kräfte und seine Lage erlauben, unterstützt, wenn er auch nicht, wie ein Schwerin, mit der Fahne in der Hand, vor einer feindlichen Batterie fallen kann.

Man hat, glaube ich, nicht leicht in einem Krieg traurigere Erfahrungen von dem gänzlichen Mangel der Vaterlandsliebe gemacht, als in dem letzten. (O daß ich — indem ich dieses schreibe — nicht sagen dürfte — in dem gegenwärtigen!) Ueberall war der Grund, auf dem die Liebe zum Vaterlande ruhet, untergraben. (Wer ihn untergraben hat, will ich hier nicht untersuchen). Durch gleissende Worte wurden die Ideen geblendet und exaltirt. Man wandelte die Sache des Bürgers in eine Sache der

Menschheit um, und dadurch wurde das Vaterland ein kalter Name, an dem sich Geist und Herz nicht mehr erwärmen konnte. Man sah in dem Staate, in welchem man lebte, nichts als unheilbare Brandflecken, die aber doch in den Augen eines erfahrnen und wohlbedächtlichen Arztes nichts weniger als unheilbar seyn möchten, und daher entstand laut murrende Unzufriedenheit und innerlicher Zwiespalt. Man täuschte sich durch die im Grunde gutgemeinte Hofnung, seinem Vaterland eine nagelneue, höhere Glückseeligkeit zu verschaffen, oder man schmeichelte sich, bei der neuen Ordnung der Dinge eine glänzende Rolle zu spielen, oder Reichthümer zu gewinnen. Daher war Vaterlandsliebe in manchen Staaten eine seltene Pflanze geworden, die sogar auf denjenigen Plätzen, wo sie eigentlich am besten gedeihen sollte, am wenigsten gefunden wurde. Unmännliche Muthlosigkeit hatte auch nicht wenig dazu beigetragen, sie zu ersticken, weil man

glaubte, man müsse ihr das Sonnenlicht entziehen, um sich durch die öffentliche Pfleg' und Wartung derselbigen keinen Verdruß zu machen. Ich muß es gestehen, daß ich auch deswegen an dem Gewühle der Welt immer mehr Eckel gefunden habe, weil ich den Gedanken schwer verdauen konnte, daß die schönste Tugend eines Bürgers von seinen Mitbürgern nicht blos verkannt, sondern ihm zuweilen sogar zum Verbrechen angerechnet werden sollte. Wie wünschenswürdig mußte also die Einsamkeit für einen alten Mann seyn, der bis in sein Greisenalter mit dem bisher gewöhnlichen gesunden Menschenverstande zufrieden war, und mit seiner wenigen hausgebackenen Lebensphilosophie die Ausgaben seines Geistes so ziemlich bestreiten konnte. Hier sind meine geraden und unbewafneten Ideen nicht mehr in Gefahr, fast täglich mit einem Heere von verkrüppelten, aber mit Feuer und Schwerd bewafneten Ideen in ein Gefecht zu gerathen.

Da die Vaterlandsliebe unter die gesellschaftlichen Tugenden gehört, welche nur durch gemeinschaftliche Gesinnungen und vereinigte Kräfte eine wahre Wirkung thun, und die edelsten Früchte hervorbringen kann: so läßt sich daraus schliessen, wie schwach die Wirkung seyn müsse, wenn sie isolirt da steht, verlassen vom Gemeinsinn; und gehindert in ihren angestrengten Wirken durch im Hinterhalt liegende Laurer. Es ist wahr, daß in Zeiten der Gefahr der Heldenmuth eines einzigen ächtpatriotischen Bürgers Wunder thun kann; aber Heldenmuth gedeiht nicht in jedem Klima, und zu einer jeden Zeit. Und wenn er auch immer und überall gedeihen sollte: so ist doch seine Wirkung nicht einerley. Wenn er für das Vaterland etwas Großes wirken soll: so müssen die Herzen der Bürger so gestimmt seyn, daß sie seinem Ton ansprechen und harmonisch zusammenstimmen. Wo aber alles Dissonanz ist, wo nichts als Privatinteresse herrscht, wie kann

da Harmonie und Gemeinsinn entstehen? Daher scheint jedes Volk seine heroischen Zeiten zu haben, wo seine Leonidas, Decius und Arnolde von Winkelriede aufstehen. Was zu andern Zeiten oft in die Maske des Patriotismus gekleidet, und auch von nicht prüfenden Augen dafür gehalten wird, ist eitle und gleichsam zur Mode gewordene Ruhmsucht, welche daher auch gemeiniglich in ein renommistisches Bramarbasiren ausartet, aber auch daran am sichersten zu erkennen ist.

Die Vorzeit.

Wenn ich am stillen Abend vor meiner Hütte sitze, und meine Augen lange geweidet habe an der schönen Aussicht in das breite und fruchtbare Thal, und auf die nahen mit Laubwäldern bekränzten Hügel, und auf die entfernteren blauen Gebürge, auf welchen schon hie und da kahle Felsenmauern Ruinen zu bilden schei-

nen, so kehrt mehr als einmal der Gedanke in mich zurück: wie mag es hier vor 10 bis 20 Jahrhunderten ausgesehen haben? Wer waren die Urbewohner dieser jetzt so herrlich angebauten und so bevölkerten Gegend? Waren es Hermionen, oder Hermunduren, Sueven oder Narisker? Oder war hier nichts als eine Wüste, die nur von den gegen Süden und Westen zuflutender Nordländern zuerst durchzogen, und erst nach und nach von Verdrängten bewohnt und angebauet wurde? Undurchdringliche Wälder standen da, wo jetzt an den mildesten früchtereiche Felder und Obstgärten durch Schönheit und Nutzbarkeit miteinander zu wetteifern scheinen. Wo jetzt das sichere Rebhuhn mit seiner zahlreichen Familie im Waizenacker wohnet, da haußten vor Zeiten Auerochsen und Bären, und vielleicht stand da, wo jetzt meine friedliche und freundliche Hütte steht, ein der Sonne oder dem Mond geweihter Altar, an dem weissagende Opfer gebracht wurden.

Dort sehe ich im Geist einen gedrängten Heerhaufen unter Kriegsgesängen das Thal hinauf ziehen, buntbemahlte von Weiden geflochtene Schilder bedeckten die Männer, indem nur die Hörner von Auerochsen, die ihnen statt der Helme und wehenden Federbüsche dienten, nebst den Spitzen der Piken über sie hervorragten.

Welche veränderte Scenen müssen da vorübergegangen seyn, vielleicht ohne daß sie ein menschliches Auge bemerkt hätte! Wie viele Jahrhunderte haben dazu gehört, bis diese ganze Gegend das wurde, was sie jetzt ist! So würde sich auch der kraftvolle Mann nicht mehr wieder erkennen in dem Kinde, das in der Wiege mit seinen Füßchen spielt, ohne es zu ahnden, daß sie ein Theil von ihm selbst sind. Und doch ist dieses Kind der thatenreiche Mann geworden, und der Mann ist das in der Wiege spielende Kind gewesen! Zeit und Natur ändert alles. Wenn nur diese Veränderungen von der

Unvollkommenheit zur Vollkommenheit fortschreiten, wer sollte sie da nicht wohlthätig finden? Wälder, wo nur Eicheln und Wurzeln für Thiere wuchsen, haben sich verwandelt in fruchtbare Gefilde, wo der Ueberfluß sein Füllhorn über die Menschen ausgießet. Zerstreute Hütten, von übereinander gelegten Baumstämmen gebaut, und mit Schilf oder Zweigen bedeckt, sind verschwunden, und die ganze Gegend ist mit Städten, Flecken, Dörfern und Landhäusern wie übersäet. Der auf der untersten Stuffe der Kultur stehende Deutsche kannte weder Künste noch Bequemlichkeiten des Lebens, und seine Sinnen oder sein Herz waren nur empfänglich für grobe und erschütternde Eindrücke; seine späten Nachkommen aber sind Meister in allen Künsten geworden, wissen die üppigsten Bequemlichkeiten auf die erfindungsreichste Art zu befriedigen, und haben ihre Gefühle oft so überzart ausgesponnen, daß sie fast gar nichts mehr empfinden können.

Die Vorzeit ist also nach und nach zur Vollkommenheit empor gestiegen; aber den höchsten Punkt, welcher für die Menschheit erreichbar scheint, hat die gegenwärtige Zeit noch lange nicht erstiegen, und wenn sich auch das Heer der dienstbaren Geister, die auf das dienstfertigste an ihr zerren und schieben, noch verdoppeln und verdreifachen sollte. Sie läßt sich in ihrem Gange keine Gewalt anthun, sondern will ihren freyen Willen haben, wie die Natur und ihr grosser Meister. Man kann wohl Treibhäuser und Mistbeete anlegen; aber deswegen blühen die Bäume im Garten und die Veilchen an der Hecke nicht um einen Tag eher, als es der Gesetzgeber der Natur bestimmt hat. Wenn ich also in meinen Gedanken die Vorzeit mit der Gegenwart, so weit ich sie in meinem kleinen Gesichtskreise überschauen kann, vergleiche: so zweifle ich nicht im gerinsten an der mit ihr vorgegangenen Vervollkommung; es schmecken mir ja die von mir selbst gepflanzten

und gepflückten Bohnen besser, als mir die mühsam aus der Erde gegrabenen und halb gebratenen Wurzeln würden geschmeckt haben. Allein gut und besser ist noch nicht das Beste. Freilich haben die Menschen diese Verbesserungen gewirkt; aber die wohlthätigsten sind nicht immer planmässig ausgeführt worden. Der große Weltregent hat seinen Plan für sich, in dem er sich durch naseweise Menschen nicht von der Seite hineingucken läßt; weil er voraus weiß, daß dann elende Stümpereyen herauskommen würden, wodurch sein weiser Plan verderbt werden könnte. Wie viele Umstände, die nicht von menschlicher Macht herbeygeführt werden konnten, haben zu diesen Veränderungen wirksam seyn müssen! Wie wenig wuste der Vogel, der in die Spalte eines kahlen Felsen unvorsichtig ein Saamenkörnchen fallen ließ, daß einstens eine schlanke Tanne daraus hervorwachsen werde? Die Zeit war das Behickel, unter dem durch langsame, aber unaufhörlich

fortgesetzte Gährungen alle diese Veränderungen und Verbesserungen vorgiengen. Nicht Gesetze waren es, welche diese Städte und Dörfer erbaut, keine Gesetze waren es, welche diese vormals mit Brennesseln und Disteln überwilderten Einödden in Getraidäcker umgeschaffen haben; sondern sie sind es so worden, wie aus dem Kinde ein Mann wird.

Wenn ich das Ziel meines Gedanken nicht über 20 Jahrhunderte hinaussetze, da es sich doch bis in die grauen Tiefen der Urwelt vordrängen ließe: so kommt mir doch der Raum, der zwischen diesem Ziele und der Gegenwart liegt, fast unermeßlich und unübersehbar vor, und zwar wegen der unzählichen Veränderungen, die nur auf diesem kleinen Punkte der Erde vorgegangen seyn müssen. Zwar liegen sie vor meinen Augen alle in dem grossen Grabe der Vergangenheit begraben, und nur der Zauberstab der Phantasie kann die längst Begrabenen wieder, wie Samuels Geist, hervorrufen,

oder das Licht der Geschichte kann die noch nicht ganz Verwesten sichtbar machen.

Hier wohnten vielleicht zuerst Jahrhunderte lang nur Thiere, die vom Raube ihrer schwächeren Brüder, oder von den Wurzeln und Pflanzen des alles bedeckenden Waldes lebten. Lange nachher verirrte sich ein vom wandrenden Heere abgekommener oder vertriebener Haufe hieher, baute sich armseelige Hütten und lebte von der Jagd und dem Fischfang, mit unter wohl auch vom Raube, wenn er Gelegenheit dazu hatte. So wie sich dieser Haufe von Wilden durch Kinder und Kindeskinder vergrösserte, mußten auch die Bedürfnisse größer werden; und da die rohe Natur sie nicht mehr hinlänglich befriedigen konnte; so wurde der Mensch gezwungen, ihr durch Kunst zu Hülfe zu kommen. Diese Hülfe leistete der von der Natur selbst schon zur Hälfte gelehrte Ackerbau. Aecker verdrängten nun nach und nach Haiden und Sümpfe. Als der Süden und Westen nach und

nach mit den rauherem Norden, bald durch Kriege, bald durch Bündnisse, in eine nähere Bekanntschaft kam; so lernte der letztere auch die mildern Naturgaben der ersteren kennen, und suchte auch einen einheimischen Gebrauch davon zu machen. Die ausgerotteten Wälder, die nicht durch das langsame Beil, sondern durch das schnellere Feuer vertilgt wurden, verschaften den ausländischen Produkten nicht nur Platz zum Anbau derselbigen, sondern durch ihre Vertilgung wurde auch das rauhe Klima gemildert. Nun wurde das Licht der Religion in diese Gegenden verbreitet, welches, wenn es auch nicht immer die nächste Absicht ihrer Apostel war, auf die Milderung der Sitten einen merklichen Einfluß hatte. Es erhoben sich Kirchen und Klöster, wo die zerstreuten Einwohner der Gegend hin wallfahrteten, und dadurch in eine nähere Verbindung, theils aus Andacht, theils aus Interesse traten. Ausser den Kirchen wurden auch feste Burgen auf-

gethürmt, in welchen sich der Herr mit einem Theil seiner bewafneten Knechte zu schützen suchte. Sicherheit und immer mehr steigendes Bedürfniß der Künste lockte vom Land viele Einwohner in die sich immer mehr vergrößernde Städte, und nun kam auch die Zeit, wo einheimische Kriege der deutschen Völker gegeneinander Jahrhunderte hindurch gräuliche Zerstörungen anrichteten. Auch lag tiefe Unwissenheit, wie eine Mitternacht, über dem Land ausgebreitet, und der theils herrschsüchtige, theils eigennüzige Aberglaube hatte den frommen Seelen die schändlichsten Fesseln angelegt. Die vorgeblichen Nachfolger der Apostel, welche in den heiligen Hainen die dem Tuist geweihten Eichen mit rächerischen Beile umgehauen hatten, errichteteten jetzt auf den Landstrassen und Hügeln groteske Bilder und Figuren, vor denen man knien und anbeten sollte, bis in manchen Gegenden eine wohlthätige Morgenröthe aufgieng, welche die über ihnen brütende

Nacht etwas erhellte, so daß die Geistesfesseln abgestreift werden konnten.

Was für viele und grosse Veränderungen sind also auch mit dir vorgegangen, schöne, gastfreundschaftliche Gegend, bis du zu dieser Gestalt gekommen bist, in der du jetzt vor mir da liegst! Du wirst auch in deinem verbesserten Zustande mehr als einmal das Feuer und Schwerdt der Verwüstung haben erdulden müssen, und vielleicht ist auch deine Erde oft schon mit dem Blute der Erschlagenen gedüngt worden. Aber alle Spuren davon sind verschwunden; denn die bemoosten Ruinen auf jenem Berge dort sind nicht durch Zerstörung in einer Fehde entstanden, sondern die Besitzer haben diese unbequeme Wohnung verlassen, mit einem schönern Landhause im lebhafteren Dorfe vertauscht, und sie dem Zahne der Zeit Preiß gegeben. Da wo die Erde mit dem Blute der Erschlagenen, oder mit ihrer Asche gedüngt worden ist, wächst vielleicht das Graß üppiger,

oder trägt der Acker schwerere Waizenähren. Man kann von der Zeit fast mit Recht sagen, daß sie Hügel und Thäler eben mache. Die Wunden, die sie macht, vernarben eben so bald, als diejenigen, die ihr von andern gemacht werden. Je weniger man daran jückt, desto geschwinder heilen sie. Das Gute, was diese Gegend vor Jahrhunderten hatte, das hat sie noch, und ist gewiß noch vermehret worden. Und das kann man auch von ihren Einwohnern behaupten, wenn man anderst ein Körnchen Salz darauf streut.

Die Kultur hat viele rauhe Spitzen und Flecken von der Menschheit weggenommen; doch kann man nicht längnen, daß dabey auch manches von ihren guten Bestandtheilen verlohren gegangen ist. Wenn auch Tacitus unsre Urväter auf Kosten der Römer gelobt, und seinen Landsleuten mehr einen moralischen, als historischen Spiegel vorgehalten hat; so läßt sich doch der wahrscheiuliche Schluß machen, daß

ein Volk, dessen Charakter von einer weder stiefmütterlichen noch verzärtelnden Natur gebildet wird, auch manche Vorzüge und gute Eigenschaften haben, und diese so lange behalten müsse, als veränderte Umstände keine Veränderung an denselben bewirken. Nur der einzige Zug, den Tacitus in seinem Gemälde von den Deutschen mit kühner Hand entwirft, zieht meine Aufmerksamkeit und mein Herz unwiderstehlich an sich: Nemo illic vitia ridet, nec corrumpere et corrumpi, seculum vocatur. ("Da scherzt niemand über Laster; verführen und verführt werden, heißt da nicht Mode.") Wie doch dieser einzige Sittenzug der Vorzeit gegen die Gegenwart absticht! Wenn freilich der Genius saeculi, der Geist der Zeit, die Mode keinen Einfluß auf unsere Urväter hatte und haben konnte; so mußten ihre Herzen von manchen Vergiftungen frey bleiben, die jetzt, leider, so gewöhnlich sind. Daher trift man auch noch auf dem Lande mehr wohlgerathene Kinder der

Natur, d. i. weniger verkrüppelte, zusammengeschrumpfte oder von dem überheitzten Ofen der Kultur zusammengescholzene Seelen an, als in Städten unter der sogenannten grossen und schönen Welt. Ferne sey es von mir, die nicht zu verkennende Barbarey der Vorzeit wieder zurück zu wünschen, oder der Ausbildung der gegenwärtigen Menschheit einen Klex anzuhängen. Ich wünschte nur, das Mögliche zur Wirklichkeit machen zu können, daß nemlich Rohheit und Bildung so miteinander vertauscht werden könnten, daß dabey weder das Gute, das jene bey sich hat, verlohren gienge, noch daß diese über die Gränze hinausschritte, wo sie anfängt, Verbildung oder Ueberbildung zu seyn, und so leicht mit dem Laster zusammen fließt.

Die Zukunft.

Mit diesen Gedanken über die Vorzeit stehen die Gedanken über die Zukunft in einer sehr natürlichen Verbindung. Es ist nur ein einziger Schritt zu thun, wozu man fast unwillkührlich gleichsam den Fuß schon aufgehoben hat. Freilich macht dieser Schritt, welcher die Zukunft scheidet, eine gewaltige Veränderung; denn er führt in ein Land, wo alle Wirklichkeit, alles Seyn aufhöret, wo nichts als Luftgestalten der Möglichkeit herumflattern, und zwar in einem solchen täuschenden Dämmerungslichte, daß man ihm beynahe die pechschwarze Nacht noch vorziehen sollte.

Und doch wagt sich der menschliche Geist so gerne hinüber in dieses unbekannte Land der Zukunft, zumal wenn er nicht Ursache hat zu befürchten, in demselbigen auf Schreckgestalten

zu stoßen, die ihn auf dieser Gedankenreise in eine größere Verlegenheit setzen würden, als den Weltumseegler Korallenriffe oder ein undurchdringliches Heer schwimmender Eisberge. Ob er hier gleich nichts als Möglichkeiten antrift, die ihm meistens, so bald er sie erhascht hat, wieder unter der Hand zerfließen: so ergötzt er sich doch an diesen Unwesen, und schmückt sie noch dazu mit den schönsten Farben und Umrissen seiner Phantasie aus. Wenn er uns da meistentheils die Rechnung ohne den Wirth macht: so kann ihm darüber kein Vorwurf gemacht werden, weil es auf seine eigene Kosten geht. Bey solchen Spazierfahrten in die Zukunft gibt es einige Regeln der Vorsicht, deren Beobachtung sehr zuträglich ist. Man lasse dabey, so viel es nur immer möglich ist, seine eigene Person aus dem Spiele, weil man dann weniger durch vergebliche Hofnungen getäuscht, und durch ungegründete Besorgnisse geschreckt wird. Es ist auch rathsam, da, wo es durch-

aus unmöglich ist, etwas deutliches zu sehen, die Augen lieber ganz zuzudrücken, als durch eine vergebliche Anstrengung seiner Sehnerven das Auge ganz zu verderben.

Wir stehen aber alle mit der Zukunft in solchen Verhältnissen, daß es sehr schlimm für uns wäre, wenn wir gar nicht wüßten, wie wir mit ihr daran wären. Da ist es nun nicht nur gut, sondern auch nöthig, das Beste und Tröstlichste von ihr zu glauben, wenn es mit der gesunden, obgleich unkritischen Vernunft nicht im Widerspruche steht, und wenn die weisesten Männer mit den scharfen und unverdorbenen Augen des Verstandes einmüthig versichern, daß es so seyn werde. Hier macht der Glaube gewiß keine Schande, sondern vielmehr Ehre; denn dem Urtheil der Mehrheit der Weisesten trauen, ist schon der erste Anfang der Weisheit, und Klugheit ist es ohnehin, weil man dabey für sein Bestes so gut sorgt, als es nur immer möglich ist. Hätte Hofnung und

Glaube diese weiche Ruhebank an der Lebensstrasse nicht aufgerichtet, o so würde uns die Reise oft doppelt schwer, oft unerträglich werden!

"Seelen die den Kelch des Glaubens tranken,
Wann ihr Pfad im Dunkel sich verlohr,
Steigen aus der Schwermuth finstern Schranken,
Wie auf Adlersflügeln, zum Gedanken
Der Unsterblichkeit empor."

Da wir also mit der Zukunft auch in solchen Verhältnissen stehen, so ist der Rath, sich dabey auf das vorsichtigste und ehrerbietigste zu betragen, gewiß der Beste.

Ich will jetzt die Zukunft nicht in Beziehung auf mich und mein Seyn betrachten, sondern die Blicke, die ich über diese Gegend in die graue Vergangenheit hinaus geworfen habe, in die ganz dunkle Zukunft zurück werfen. In dieser hinter mir liegenden stockfinstern Nacht würde ich gar nichts erkennen, und zu unterscheiden im Stande seyn, wenn ich nicht die

Vergangenheit als einen Spiegel der Zukunft zu Hülfe nehmen könnte. So wie diese Gegend seit unfürdenklichen Zeiten da war: so wird sie auch nach einer unübersehbaren Reihe von Jahrhunderten noch da sein. An dem blauen Gewölbe über ihr wird bald die Sonne Licht und Wärme ausspenden, und bald werden Sturmwinde verhüllende Wolken an demselbigen hinjagen, wie es geschehen ist, da alle diese riesenförmigen Eichen und Buchen noch in den Keimen ihrer Keime verborgen lagen. Das Concert der Vögel das zu den Zeiten unserer Ahnen in diesen Wäldern zur Feyer des Frühlings gehalten wurde, wird auch dann noch angestimmt werden, wenn hinter uns die zehnte Generation vorübergegangen seyn wird. Die Quelle, die vor tausend Jahren unter diesem immergrünen Teppich von Brunnkreße und Bachbungen hervorsprudelte, und sich unten im Thal zu einen krystallhellen Bach bildet, wird noch hervorsprudeln und fortfließen, wenn auch die feste-

sten unserer Knochen in unsichtbaren Staub aufgelöset sind. Sollte wohl der Schnee des Winters jemals aufhören, diese Hügel und Thäler in sein weisses Schlafgewand zu hüllen? oder der belebende Athem des Frühlings, dasselbige wegzuhauchen, und ihnen dafür sein grünes mit bunten Blumen gesticktes Lustgewand anzuziehen? Alles was ist, hört auf zu seyn; doch nur für die kurze Gegenwart, nicht für die Zukunft. Fürchten wir wohl jemals, wenn wir die Sonne an unserm Gesichtskreise, niedersinken sehen, daß sie jetzt auf ewig aus unsern Augen verschwinde? Oder besorgen wir im Herbste, wenn die falben Blätter der Obstbäume in unsern Gärten kraftlos auf die Erde herabsinken, daß diese sterbende Bäume für uns keine kühlenden Birnen, keine saftigen Pflaumen und keine rothwangigten Aepfel mehr tragen werden? Die Erfahrung der Vergangenheit leistet uns Bürgschaft für die Gewißheit der unsichtbaren Zukunft.

Die Zeit åndert vieles, das ist nicht zu långnen; aber sie åndert nur an der Form, und die ist nicht wesentlich, sondern zufåülig. Die zerstreuten Hütten dieses Thals, die vielleicht vor tausend Jahren hier gestanden sind, wurden doch auch von Menschen gebaut und bewohnt, die von eben dem Vater abstammten, der an der åusserſten Spitze unserer Ahnen steht; sie hatten eben die Ansprüche auf Lebensgenuß, eben die Triebe und Leidenschaften, die wir haben, wenn sie auch in ihrem Aeußerlichen und Zufålligen etwas anderst modificirt waren, als die Unsrigen. Die Abendglocke des spitzigen Kirchthurms låutete den Tag zum Grabe, da sie von dem Abte getauft wurde, und der Pfaffe noch durch sie die Gemeine zur Seelmesse rief, so wie sie jenes noch jetzt thut, da Pfaffen und Seelmessen aus der ganzen Gegend verschwunden sind. Ihr Schall war auch sonst und ist noch jetzt feierliche Einladung zur Verehrung Gottes. Sonst trugen Ritter, Pfarrer

und Bauern Bårte, nach dem verschiedenen Geiste und Geschmack eines jeden Jahrhundertes auch verschieden zugeschnitten, bald unter bald ober den Lippen; jetzt sind sie auch ohne Bårte Ritter, Pfarrer und Bauern da. So sind also nur Formen gegen Formen vertauscht worden; das Wesen ist aber dabey immer unvertauscht geblieben.

Wie es nun in der Vergangenheit gewesen war, so wird es auch in der Zukunft seyn. Ich hôre also die kleinmůthigen Klagen gewisser Leute sehr ungern, welche fůr die Nachwelt lauter traurige Scenen trâumen, und sich fast deswegen bald in das Grab hinunter wůnschen, damit sie den Grâuel der Verwůstung nur nicht mit eigenen Augen ansehen důrfen. Sie fůhren gemeiniglich fůr das Bôse ein zu schweres, und fůr das Gute ein zu leichtes Gewicht. Daher ůbersehen sie auch die in ihren Augen unbedeutenden Folgen des Guten, betrachten hingegen die Folgen des Bôsen mit einem Vergrôsserungs-

glase, und daher erscheint ihnen die Zukunft in einer so traurigen Gestalt. O, es hat schon oft für manche Länder und Gegenden der Erde traurig ausgesehen, und es gieng doch wieder die Sonne aus den sie verbergenden Wolken hervor! Wo Mord und Verwüstung Schrecken verbreitete, da hat die Ruhe des Friedens Leben und Ueberfluß wieder hergestellt. Wo die Freyheit des Geistes in drückenden und schimpflichen Fesseln schmachtete, da hat sie jetzt öffentliche Tempel und Altäre, wo ihr die Weisesten des Volkes ungestört dienen.

Sollte dieses die Blicke furchtsamer Seelen, die auf die Zukunft so zaghaft hinaus sehen, nicht erheitern und stärken können? Man kann ihnen zwar nicht ganz Unrecht geben, wenn sie von einer schlechten und verderbten Gegenwart auf eine eben so schlechte und verdorbene Zukunft schließen; denn das ist natürlich. Aber kalte Tage sind kein todtes Erstarren eines ewigen Winters, und aus Wolkenbrüchen entstan-

dene Ueberschwemmungen richten zwar auf den Fluren, die sie erreichen, grossen Schaden an; allein es sind noch keine Sündfluthen. Wenn auch Mangel und Armuth auf der einen Seite immer tiefer in den Schlam des Elendes hinabsinket, indem auf der andern Seite Ueppigkeit auf der zerbrechlichen Leiter der Thorheit und des Lasters immer verwegener hinauf klimmt; wenn auch Tugend und Religion durch die gefühlloseste Immoralität und den gedankenlosesten Unglauben immer weiter von den öffentlichen Plätzen in stille Winkel zurückgedrängt wird; wenn gleich die despotischste Ungerechtigkeit Schwerdt und Wage der entsetzten Gerechtigkeit entrissen hat, so wird, so kann das nicht immer so bleiben. Diese für die gute Menschheit freilich traurigen Triumphe werden sich mit der Zeit in eben so viele Niederlagen verwandeln. Die physische Natur bleibt ja immer dieselbige, wenn sie auch in manchen Epochen Zerrüttungen erfahren muß. So wird auch die

moralische Natur der Menschheit fortdauern, wenn sie gleich von heftigen Fieber=Schaudern epidemischer Seelenkrankheiten noch so sehr erschüttert worden ist. Sagt uns nicht die Geschichte, daß dieses schon oft das Schicksal der Menschheit gewesen ist? Sie hat sich an der Hand der Vorsehung aber immer glücklich herausgearbeitet, und sie wird sich auch in Zukunft herausarbeiten. Die sichtbare Natur kann uns in diesem Vertrauen am besten stärken.

Der Welt Lohn.

"Es ist königlich, wohlzuthun und gelästert zu werden" sagte Alexander; da ihm ein dienstfertiger Schmeichler ins Ohr flüsterte, daß ihm ein Undankbarer, den er mit Gnadensbezeugungen überhäuft hatte, viel Böses nachsage. Dieser Rede gebe ich mehr Beyfall, als dem abentheurlichen Streich, da er als ein Tollkopf von der zuerst erstiegenen Mauer einer be-

lagerten Stadt allein unter die Feinde hineinsprang und mehr einem glücklichen Ohngefähr, als der Tapferkeit, seine Rettung zu verdanken hatte.

Wer so großmüthig ist, daß er, ohne sich zu rächen und ohne sich zu ärgern, seine Wohlthaten sich kann mit Undank zurückzahlen lassen, der verschaft sich durch diese Tugend einen ruhigen Lebensgenuß, der durch nichts häufiger gestört zu werden pflegt, als durch Undankbarkeit. Daß man es oft bey der besten Gesinnung den Menschen nicht recht machen kann, ist ganz natürlich und gehört nicht unter die moralischen Wunder. Denn da oft diese Gesinnungen in dem Schrein des Herzens verborgen bleiben, und die gerechte Prüfung derselbigen ein Geschäft ist, welches die Kräfte der meisten Menschen übersteigt: so kann Schwarz und Weiß gar leicht miteinander verwechselt werden. In diesem Falle muß man verzeihen und denken: sie wissen nicht, was sie thun!

Ich speißte einstens ein paar Wochen lang die hungrigen Kinder einer kranken jungen Wittwe, bis diese durch Arbeit ihnen wieder Brod verdienen konnte, und zur Belohnung erklärten einige Nachbarn meine kleine Wohlthat aus einem gar nicht rühmlichen Verhältniß, in dem ich mit der Kranken, mit der ich doch nie ein Wort gesprochen hatte, stehen sollte. Diese guten Leute konnten vermuthlich nicht begreifen, wie man bloß aus Mitleiden, ohne einem andern Beweggrund, einige Gulden aufopfern kann.

In andern Fällen fließt aber der Welt Lohn aus einer andern und weit unreineren Quelle, die bisweilen noch dazu mit Gift versetzt ist. Der Gang eines rechtschaffenen Mannes ist gerade; er weiß also nichts von heimlichen Schleichwegen, auf welchen man den verbotenen Handel mit Kontreband-Waaren zu treiben pflegt. Er kommt aber wohl zu seinem Ziele; aber er findet dort mit seinen Waaren

keinen Absatz, so daß ihm oft kaum die Reisekosten bezahlt, geschweige denn die Reisemühen belohnt werden; denn die Schwärzer sind ihm mit ihrer schlechten Waare zuvorgekommen, haben die seinige verschrien, und auf dem Markte des Lebens kauft man dem schreyenden Quacksalber immer lieber ab, als dem ehrlichen Manne, der schweigt, wenn auch seine Waare noch so ächt und gut ist. Sein Lohn ist also Mühe und Arbeit bey einem leeren Beutel, der andern, die nicht seine grillenhafte Grundsätze haben, strotzend angefüllt wird.

Daß der Neid der unzertrennliche Reisegefährde der Tugend ist, das haben die Alten schon aus der Erfahrung gewußt und es daher zum Sprichworte gemacht. Wie wurde Aristides für seine Gerechtigkeit, wie Themistokles für die dem geretteten Vaterland geleisteten Dienste belohnt? Mit Verbannung und Flucht. Was kostete dem Cicero das Leben? Sein pa-

triotischer Eifer gegen den Unterdrücker Antonius. Was erndete Sokrates für seine Aussaaten der Weisheit und Tugend ein? Gefängniß und den Giftbecher. Wenn die edlen Thaten so grosser Männer keinen andern Lohn erhielten: so darf man sich noch weniger wundern, daß die Redlichkeit gewöhnlicher Menschen mit eben dieser Münze des Undanks bezahlt wird. So bezahlen Privatpersonen, so bezahlt auch nicht selten der Staat selbst. Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen, mit welchem Eifer ich für das Beste der mir Zu- und Untergeordneten sorgte, wie blutsauer ich es mir werden ließ, auch die kleinste Pflicht gegen sie gewissenhaft zu erfüllen. Und dafür erhielt ich nicht selten statt des Lohns, entweder eine kalte Vergessenheit, oder schnöde Verachtung. Ich denke mit süsser Zufriedenheit an die Treue und den patriotischen Enthusiasmus zurück, den ich dem Staat in meinen Gesinnungen und in meinen Diensten auf dem Altare des Vater-

landes, oft mit einer mich vieles kostenden Selbstverläugnung, geopfert habe; und der Staat belohnte mich dafür mit eben der Gleichgültigkeit, die der auf seine Kosten lebende Müssiggänger erhielt, und er hätte mich noch dazu, wenn mir nicht Frugalität und die rastloseste Arbeitsamkeit meinen Sold vermehrt hätte, aus Dankbarkeit darben lassen. Ich sahe Schurken, die ohne Larve die Rolle der Verräther des Vaterlandes spielten, zwar gefürchtet, aber eben deswegen geehrt, indem ich zu gleicher Zeit erlebte, daß man einem redlichen Manne die offenherzigen Aeusserungen der Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe von Amtswegen verwies. Ich sage nicht ohne Ursache, daß ich mit Zufriedenheit an das alles zurück denke; denn dieß kommt daher, weil das Bewußtseyn, seiner Pflicht unverrückt getreu geblieben zu seyn, das reinste Vergnügen gewähret. Die Belohnung, die ich dafür erhalten habe, gehört auf ein anderes Blat. Recht-

schaffenheit ist im Grunde gar nicht berechtiget, auf äusserlichen Lohn Ansprüche zu machen; dadurch würde sie ja vieles von ihrer innerlichen Würde, die weder mit Gold, noch mit Ordensbändern zu bezahlen ist, verlieren. Unbelohnt recht zu thun, hat den Werth eines ganz reinen jungfräulichen Goldes; der Lohn, vornehmlich wenn er beabsichtiget wird, ist fast nicht besser, als ein Zusatz von Kupfer.

Etwas empfindlich aber war es für mein Herz, wenn Leute, welche die vergoldete Larve der Freundschaft vorgenommen hatten, meine Treuherzigkeit dadurch täuschten, indem sie an meinen guten Gesinnungen und Handlungen zu treulosen Verräthern wurden, und mir meine Redlichkeit mit Falschheit belohnten. Mancher ehrliche Mann hat durch eine Handlung, wozu er aufgefordert wurde, die er aber auch unaufgefordert gethan hätte, wider sein Wissen einen angelegten Plan des Eigennutzes etwas ver-

rücket, und dadurch die gegen ihn geheuchelte Freundschaft in Feindschaft verwandelt. Ein anderer hat sich seinen vorgeblichen Freund zum Feind gemacht, weil er die Sprache der Wahrheit mit ihm redete, welche das verwöhnte Ohr des dadurch beleidigten Freundes nicht zu vertragen gewohnt war. Wenn aber auch gleich dadurch die Empfindlichkeit gereitzt wird, und ein auf dem Felde der Freundschaft eingeerndeter Undank der schwärzeste unter allen ist: so kann man sich doch daraus den köstlichen Balsam des Trostes bereiten: daß man seine Leute habe kennen lernen. Ich wenigstens wollte lieber, auf eine solche Art, einen Freund verlieren, als einen neuen mir erwerben. Was auf eine solche Art zu Grunde geht, das war sicher schlechte Waare und des Aufhebens nicht wehrt. Lieber will ich den Stab, der mir in der Hand zerbricht, wenn ich mich darauf lehnen will, von mir werfen, als eine so unnütze Last mit mir herumschleppen.

Der Philosoph Seneka gibt einen sonderbaren Grund an, warum so oft Undank der Welt Lohn ist, wenn er sagt: Quidam, quo plus debent, magis oderunt; leve aes alienum debitorem facit gravem inimicum. ("Je mehr einige Dank schuldig sind, desto größer wird ihr Haß; geringe Schulden machen den Schuldner zu einem grossen Feind.") Und davon scheint die Erfahrung uns nicht selten Beyspiele aufzustellen. Fremdes Verdienst ist nicht selten ein stechender Dorn in den Augen desjenigen, der in sich kein Verdienst findet. Um sich also diesem Schmerz zu vertreiben, wendet er entweder sein Auge davon weg, oder hackt dieses Verdienst in so kleine Splitter zusammen, daß man fast nichts mehr davon zusammen findet, und damit ist also auch der äussere Lohn des Verdienstes vernichtet, wenn gleich der innere unangetastet bleibet. Böse Schuldner, die nicht gerne bezahlen, glauben durch Undank am leichtesten die ganze Schuld abläugnen zu

können, und damit ist es auch schon manchem gelungen, wie es aus der Geschichte mancher alten und neuen Staaten erhellet.

Hieher paßt auch die Fabel, welche mein altes deutsches Buch nach seiner Art ganz drolligt erzählt, und die ich zur Unterhaltung der Leser hersetzen will: "Ein Bauer half einer Natter aus einem Felsen, in dem sie steckte und fast verlohren war, die verhieß dem Bauern der Welt Lohn zu geben. Als er ihr nun herausgeholfen hatte, wollte sie ihn erwürgen, sprechende: das ist der Welt Lohn, daß ich den erwürge, der mir das Leben gegeben hat. Der Bauer, so sich deß Lohns nicht versehen, appellirt an das nächste Thier, so ihnen begegnet. Die Schlange ließ ihrs gefallen. Da begegnet ihnen ein magerer Hund, der aus Mattigkeit und Alter auf allen vieren lahm war. Sie legten ihm den Handel vor und der Hund gab der Schlangen gewonnen, und gab deß ein Exempel von ihm selbst. Er hätte seinem Herrn so

lang gedienet, Nachts das Hauß gehütet, am Tag mit auf die Jagd gelaufen, Wachteln gefangen, Wildpret und Vögel aus dem Wasser geholt; jetzt hab' ihm sein Herr der Welt Lohn geben, und für alle die Gutthat aus dem Hauß geschlagen. Der Bauer appellirt weiter an das nächste Thier. Da begegnet ihnen ein alter Graumann, auf eine dürre Weide gespannt, der war ein reißiges Roß gewesen. Der gab auch der Schlangen gewonnen, indem er erzählte, wie ihm dergleichen Weltlohn wäre gegeben worden; denn er hätt' seinem Herrn in thurniren, rennen und stechen viel Ehr eingelegt, seinen Herrn tugendlich getragen und zu aller seiner Herrlichkeit geholfen. Für das geb' man ihm der Welt Lohn, und hab ihn in die Mühl verkauft um Säck' und Bürden zu tragen und zu ziehen. Für diese seine saure Arbeit und treue Dienst gäb man ihm nit der Spreuer genug. Der Bauer appellirt noch zum dritten und letztenmal an das nächste Thier.

Da kam ein Fuchs, der sprach: Warlich, Bauer, du hast eine böse Sach; die Schlang ist recht dran. Aber was willt du mir geben? Ich will sehen, daß ich dir aus der Sach helf. Der Bauer verhieß dem Fuchs all seine Hennen. Der Fuchs sagt zur Schlangen: Weil die letzt Appellation an mir steht, und es dem Bauern sein Leben gilt, so wär' es Noth, du führtest mich auf die Walstadt, daß ich den Augenschein sehe. Sie zogen also dahin. Unterwegs sagt der juristisch Fuchs: Bauer, wann ich mit der Schlangen, um die Stätt', wo sie gelegen, zu besichtigen, in das Loch schliefe, so will ich alsbald wieder rückwärts herausspringen, und du stoß behänd den Stein wieder vor, so trift Untreu ihren Herrn, und bleibt die undankbar Schlang in ihrem alten Loch. Der Anschlag gerieth. Der Bauer führt den Fuchs heim, sagt seinem Weib, wie es ihm ergangen, und ihn der Fuchs beym Leben erhalten, deshalb er ihm seine Hennen zum Lohn verheissen hätte.

Die Bäurin sagt: Hast du viel Hennen, so gieb sie ihm; die Hennen, so ich habe, sind mein. Der Fuchs sprach: es wäre oft einer fromm, wenn man ihn fromm ließ; fieng an die Schmach an der Bäuerin mit Rauben und Stehlen zu rächen, und stahl ihr nachher all ihre Hennen. Die Bäuerin, das hinterlistig geschleyert Thier, gedacht List mit List zu vertreiben, und überkam Hunde, die den Fuchs die Hennen nicht ließen zu lieb werden, sondern stäupten ihn so oft ab, bis er zuletzt den Tod an den Hennen fraß, und darob gefangen und von den Hunden zerrissen ward. Da wurd ihm auch endlich der Welt Lohn." —

Meine Luftreisen.

Ich bin lange genug zu Lande Bergauf und Bergab gewandert, und habe lange genug meine Füsse wund gegangen, daß man mir es jetzt gewiß nicht übel nehmen wird, wenn ich manchmal auf ein paar Stündchen bequemere Reisen vornehme, wobey ich mich selbst fahre, und daher auch niemand Mühe mache oder beschwerlich falle. Ich mache da sehr geschwinde Reisen, besuche bald in den Städten Gerichtshöfe und Bälle, Rathsstuben und Weinkeller, bald auf dem Lande Kirchen und Wirthshäuser, Schulstuben und Viehställe; ohne jedoch aus meinem Armsessel zu kommen. Ich brauche dazu Faustens Höllenmantel gar nicht, denn mit dem schwarzen Herrn, der für einen gar zu theuern Preiß auszuleihen pflegt, habe ich in meinem Leben nichts zu schaffen haben mögen.

Das Fuhrwerk, dessen ich mich zu diesen Luftreisen bediene, sind meine Gedanken, die ich besonders auch deswegen sehr behäglich finde, weil es meine eigenen Gedanken sind; denn auf den Gedanken anderer sitzt man gemeiniglich nicht so gut, da sie nicht immer weich genug gepolstert sind, und man von ihnen oft gar unsanft herumgerüttelt wird. Wenn ich aber reise, so bleibe ich so viel es möglich auf der Heerstrasse, wo es nicht nur das Meiste zu sehen gibt, sondern wo man auch gewissen Luftströmen, die gerne Windbräute verursachen, weniger ausgesetzt ist.

Ich habe gegründete Ursachen, warum ich keine vollständige Beschreibung aller meiner Luftreisen geben kann, sondern warum ich nur Fragmente davon liefere. Wir leben jetzt in einer Zeit, wo ein jeder nicht nur seine Gedanken an den Mann bringen, sondern sie noch dazu um den höchsten Preiß verkaufen will; und doch war dieser Gedankenhandel niemals

gefährlicher, als jetzt. Es sind die besten und vernünftigsten in manchen Ländern Kontrebande, weil sie nicht mit dem Stempel, den man dort für Wahrheit ausgiebt, ob er gleich nichts weniger als dieses ist, geprägt sind; und derjenige, bey dem man eine solche Waare entdeckt, würde gewiß zum Besten der Menschheit wenigstens deportirt werden. So wenig ich es in Petersburg wagen würde, einen runden Hut oder eine Gilletweste zu tragen, eben so wenig werde ich zum Lob oder zum Tadel der magischen Worte: Gleichheit und Freyheit etwas sagen. Ich werde vor dem Demokraten eben so gut, wie vor dem Aristokraten, mit einem tiefen und stummen Bückling vorübergehen, und auf meinem Hut soll kein Faden, der nur irgend einer Kokarde ähnlich sehen könnte, hängen bleiben. Daß ich auf meiner Gedankenreise dergleichen Gegenstände oft zuweilen beaugenscheinige, und, nach Beschaffenheit der Umstände darüber bald lachen, bald weinen möchte, kann ich nicht läug-

nen; aber davon zu reden, halte ich gegenwärtig noch für zu gefährlich, und daran ist niemand Schuld, als der gegenwärtig herrschende Geist der Zeit.

Wenn man mit der Post reiset, so kommt man von der ersten Station nicht sogleich auf die dritte oder sechste, sondern man muß vorher auf der zweiten u. s. w. auch angelandet seyn. Und so will ichs der Ordnung wegen mit meinen Luftreisen auch halten. Ich will also mein benachbartes Dorf zu meiner ersten Station machen, und mich dort, bis die Pferde gewechselt sind, ein wenig in der Kirche und Schule umsehen.

Da ich vor Tempeln, es mögen nun erzbischöfliche Kathedralkirchen oder Dorfkapellen seyn, viele Achtung habe, weil man es in denselbigen mit einem Wesen zu thun hat, das Anbetung und Ehrfurcht verdienet: so wünschte ich, daß auch alles aus denselbigen entfernt seyn möchte, was denselben einen Abtrag thun

könnte. Zerbrochene und mit Spinnengeweben überzogene Fenster müßten ausgebessert und gereiniget werden. Auf dem Altar und an den Wänden würde ich kein groteskes Bild dulden, es möchte häßliche rothbakigte Engel, oder graubärtige Heilige vorstellen, so auch keine vergoldete Taube unter der Kanzeldecke, weil diese oft mit der Parücke und dem Kopfe des Predigers zu sehr kontrastirt, und bey dem Anblick zuweilen eher den Begriff eines Bratens, als der göttlichen Begeisterung erregt. Auch die Uhr müßte mir von der Kanzel weg. Denn wahre Beredsamkeit und festgehaltene Aufmerksamkeit mißt die Zeit nicht nach laufenden Sandkörnern, sondern wird vielmehr dadurch gestört. Eine gute Predigt erreicht ihren Zweck, sie mag eine Viertelstunde oder eine ganze Stunde dauern. Die Kleidung des Predigers bey gottesdienstlichen Verrichtungen sollte einfach, anständig und dem Zweck anpassend seyn. In den Augen des Vernünftigen verliert seine Wür=

de durch mühlradförmige Krägen und um den Körper, man weiß nicht: zu was? herumflatternde Leinwandtrümmer. Einen Zopfprediger würde ich aber auch für eine lächerliche Figur halten. Die Gebete, die aber von allen orientalischen Schwulst und dogmatischen Gespinsten frey gemacht, und an das Herz gerichtet seyn würden, müßten kniend gebetet werden. Da die meisten Gegenden von Deutschland bessere Gesangbücher haben, obgleich in manchen derselbigen noch viel Sauerteig zurückgeblieben ist, weil es ein saurer Geschmack so haben wollte: so müßten auch die Liturgien besser, d. i. christlicher und menschlicher, werden. Die mit einer ernstlichen Einschärfung der Religionspflichten verbundene Ankündigung der Liebe Gottes, die durch den menschenfreundlichen Stifter unserer Religion feierlich versiegelt worden ist, von Dienern der Hierarchie Absolution genannt, ließe ich durchaus nicht von Christen mit baaren Gelde bezahlen, wie der Bauer

dem Gerichtshalter Sporteln und Amtsgebühren bezahlt, weil aus den tröstlichsten Wahrheiten der Religion kein feiles Gewerbe gemacht werden darf. Die Gemeine kann dem Prediger auf eine anständigere Weise schadlos halten. Gerichtliche Proclamationen ließe ich nicht als Intermezzo's des Gottesdienstes von dem Prediger auf der Kanzel ausruffen; sondern das könnte einer der Dorfhauptleute oder Gerichtsschöpfen nach Endigung desselben auf dem Platz vor der Kirche thun. Der während der Predigt herumgetragene Klingenbeutel stört Andacht und Aufmerksamkeit; daher müßte er unter der Thüre den Eintretenden hingereicht werden.

Aus der Kirche gehe ich in das nahe Schulhaus hinüber. Die niedrige, finstere Stube, wo Uebelgerüche aller Art nicht nur der Nase, sondern auch der Lunge beschwerlich fallen, müßte mir erhöht und erhellt, auch durch Windableiter von Dünsten gereiniget werden. Der

in der hellsten Ecke stehende Arbeitstisch des Schneidermeisters, (denn leider! ernährt noch gegenwärtig das Schulhalten seinen Mann nicht so gut, als das Schneidern, sollte es auch nur im Flicken bestehen) würde Geräthschaften Platz machen müssen, die dem Unterricht der Jugend angemessener sind und ihn erleichtern, z. B. einer kleinen Orgel, um den Gesang der Kinder melodischer zu leiten — grün angestrichenen Tischen zum Schreiben — einigen Landkarten, schwarzen Tafeln zum rechnen und anschreiben, nebst einer kleinen schwarz angestrichenen Bank, mit der eine grosse Schande verbunden ist. Die bisherigen alten Schulbücher würde ich deportiren lassen, und bessere z. B. den Rochowischen oder Schlezischen Kinderfreund dafür einführen. Wenn vielleicht einige Eltern über diese Verfügung murren sollten: so würden sich schon Mittel ausfindig machen lassen, dieses Murren zu stillen. Wenn blos Armuth daran Schuld wäre, so würde ich jährlich eine

gewisse Anzahl der neuen Bücher, die ja um den wohlfeilsten Preiß zu haben sind, umsonst austheilen lassen. Wäre eine blinde Anhänglichkeit an das Alte die Quelle des Widersetzens, so könnte ja der Prediger, wenn er anderst auch ein erklärter Feind aller Neologien ist, diese faule Quelle abgraben. Im Sommer, die einzigen Tage der Heu- und Getraiderndte ausgenommen, wäre meine Schule so zahlreich, als im Winter, weil ein mehrere Monate lang unterbrochener Unterricht eben so unfruchtbar seyn muß, als ein Feld, das den ganzen Sommer hindurch von keinem Regen befeuchtet wird, obgleich in meiner Schule doch kein Kind vor dem sechsten Jahr aufgenommen würde. Ausser dem Rechnen und Schreiben, und einem zweckmässigen Religionsunterricht, der aber in der Materie und Form den bisher gewöhnlichen nicht ähnlich seyn dürfte, würde ich auch einige jedem Menschen, wo nicht unentbehrliche, doch wenigstens nützliche Kenntnisse den jugendlichen

Seelen genießen lassen, dabey aber auch vorzüglich auf die sittliche Bildung Rücksicht nehmen. Kein Schullehrer würde meine Schule verwalten können, der nicht wenigstens ein Jahr in einer Pflanzschule Unterricht erhalten und Methode gelernt hätte, und der nicht die besten Zeugnisse von seinem moralischen Charakter aufzuweisen hätte. Dann wollte ich aber freilich dafür sorgen, daß ihn Dürftigkeit nicht nöthige, sich mit solchen Nebenarbeiten abzugeben, die mit der Würde und den Pflichten seines Amtes unvereinbar wären. Das erhöhete Gehalt, das er verdiente, könnte, ohne daß es der Gemeine zu lästig würde, theils von der Landes- oder Herrschaftlichen Kasse, ohne Mühe geschöpft werden, wenn sie es an unnöthigen Ausgaben an Faullenzer, überbesoldete Diener, Fresserenen u. s. w. erspartе. Unter den Vätern würden sich dann gewiß auch erkenntliche Seelen finden, die den Mann, welcher ihre Kinder zu vernünftigen und guten

Menschen bildet, keine Noth würden leiden lassen. Gerne würde ich es sehen, wenn sich dieser Mann in einem Theil der Nebenstunden mit anständigen Arbeiten beschäftigte, die nicht nur seinen Wohlstand verbesserten, sondern auch als Geburten der Industrie mit in das große Rad der menschlichen Thätigkeit eingriefen; dahin rechne ich die Anlegung und Wartung einer Baum= und Blumenschule, wozu ja das Land die schönste Gelegenheit anbietet; Ausbesserung der Uhren; künstlich geflochtene Strohарbeiten u. d. g. Als ich vor mehrern Jahren eine Geschäftsreise nach M. machte, so traf ich auf einem Dorfe einen Schullehrer an, der die künstlichsten Drechslerarbeiten verfertigte, in der ganzen Gegend berühmt war, und, ohne sein eigentliches Amt zu vernachlässigen, dadurch ein wohlhabender Mann wurde.

Dieß wäre also der Bericht von meiner ersten Luftexkursion, die ich mit meinen Gedanken nur in der Nähe gemacht habe. Die Leser

werden freilich sehen, daß mir keine wunderbare Abentheuer dabey aufgestossen sind; aber das hätten sie auch nicht erwarten sollen, da ich es ihnen ja nicht versprochen habe. Doch werden sie daraus leicht errathen können, in was für einer Absicht ich diese Reisen zu machen pflege. Böse ist sie gewiß nicht, das bin ich mir bewußt. Da ich kein Mann von Einfluß bin, so werden auch keine wohlthätigen Folgen für die Menschheit daraus herfließen. Wie aber, wenn Männer von Einfluß sich die Mühe oder das Vergnügen machen möchten, mir Gesellschaft zu leisten?

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Blumenfreunde, welche aus vielversprechenden Katalogen sich Pflanzen, Nelken und Zwiebeln für theure Preise kommen lassen, werden oft nicht wenig getäuscht, wenn sich aus der

Nelkenpflanze, die ein Admiral oder eine Princeß Royal seyn sollte, im Sommer eine ganz gemeine Bigotte entfaltet, oder sich aus der für einen Prinzen von Oranien gekauften Tulpenzwiebel eine Blume erhebt, die er in einen jedem Garten seiner Vaterstadt schöner blühen sieht. Ich selbst kaufte vor einigen Jahren ein paar Zwergstämmchen, die aus einem Karthäusergarten seyn, und die berühmte Birne Coule soif tragen sollten; wie sehr fand ich mich aber betrogen, da ich nach der ungeduldigsten Erwartung an ihnen eine ganz gemeine, saft- und geschmacklose Birne wachsen sahe!

Eben so geht es auch mit den Menschen. Man verkauft sie uns, oder sie verkaufen sich uns selbst, für die untadelhaftesten Waare, für Meisterstücke der Tugend, für Quintessenzen der Weisheit, und wenn man sie dann durch die Erfahrung näher kennen lernt, so findet man an ihnen Schmutzflecken und Löcher genug, ihre Tugend verwandelt sich in einen stinkenden Ei-

gennutz und die angerühmte Quintessenz der Weisheit riecht nicht besser, als die ausgedampfte Hefe des Kornbrandweins. Diese Erfahrung ist im alltäglichen Leben so gemein, daß man sich darüber fast gar nicht mehr wundert; allein man wird eben deswegen auch sicherer und sorgloser, und läßt sich durch Schein blenden.

So viele Freuden sich das Mißtrauen selbst im Hervorkeimen verdirbt, und so viele Brennnesseln und Disteln es sich dafür hinpflanzt, an welches sich dasselbige freywillig die Finger verbrennt und verwundet: so gut kommt es doch zuweilen demjenigen zu statten, der damit auf eine kluge und vorsichtige Art umzugehen weiß. Nicht zu schnell aus den Wurzeln und Blättern der Pflanze auf ihre Früchte zu schließen, oder vielmehr blindlings daran zu glauben, weil sich da nichts schliessen läßt — ist doch gewiß nicht unter die Verirrungen des Geistes und Herzens zu zählen. Man erspart

sich vielmehr dadurch manche Verirrung, die für den Geist weniger gefährlich sind, als für das Herz. Derjenige verdient auch nicht den Namen eines Mißtrauischen, welcher sein Urtheil nur aufschiebt, bis er die Früchte reif vor seinen Augen da hängen sieht. Es giebt ja Bäume, welche mit den schönfarbigsten und schwellendesten Blüthen bedeckt sind, und doch entweder gar keine, oder nur sauere Früchte tragen, da hingegen sich aus der bescheidensten Blüthe oft die edelste Frucht entwickelt. Der Holzapfel übertrift da weit die saftreiche, goldene Aprikose. Ein Mensch, der sich selbst zu laut ankündiget, hat in meinen Augen keinen großen innerlichen Werth; denn dieser schweigt, und läßt seine Thaten reden, und diese sprechen die reinste Wahrheit, wenn sie auch von Leuten, die ein schlechtes Gehör haben, nicht gehört, oder von dem großen Haufen überschrien werden sollten. Der Quacksalber würde nicht auf Jahrmärkten und in Zeitungen seinen Quarck ausposaunen,

wenn er ein Tissot oder Zimmermann wäre. Propria laus fordet "Eigenlob stinkt" haben schon die Alten gesagt, und so denke ich immer, wenn ich solche Ankündigungen im Posaunenton höre oder lese. Eure Blüthen und Blätter sind ja nicht genießbar, höchstens für das Auge; lasset mich lieber eure Früchte sehen, und dann will ich glauben.

Es ist mir auch schon etwas verdächtig, wenn ein Mann von andern zu laut angekündiget wird. Manchmal schimmert in diesem Fall eine Bestechung durch, und zuweilen kommt es von einem Innungsgeiste her, der, besonders in unsern Tagen, sehr partheyisch ist, oder auch durch solche Mittel seine geheimen Absichten desto leichter zu erreichen sucht, und auch zu erreichen pflegt. Man pflanzt da oft einen Baum hin, der alle andere Bäume im Garten der Menschheit übertreffen soll, trägt den besten Dünger zu und häuft ihn um seine Wurzeln an, umgibt ihn auch wohl mit einem schützenden

Gehege; allein der gepriesene Baum schießt wohl bald in die Höhe, wie eine babylonische Weide, aber Früchte sucht man vergeblich an ihm, und oft findet man, daß er durch seinen üppigen Wuchs manche der neben ihm stehenden Fruchtbäumchen durch Entziehung der wohlthätigen Sonnenstrahlen erstickt habe. Doch ist eine Pflanze ohne Früchte noch erträglicher, als eine andere, die Dornen und Disteln trägt, ob es gleich nichts seltenes ist, daß auch diese gehegt und gepflegt werden. Wie oft sieht man Disteln und dornigtes Gesträuch in einem fetten Erdreich stehen, wo man, wenn es mit wuchernden Bäumen bepflanzt wäre, die herrlichsten Früchte pflücken könnte! Dieß geschieht besonders in solchen Gesellschaften, wo man nur damit zufrieden ist, wenn die Stelle nicht leer da steht; es mag dann die Stelle mit Brennnesseln, oder mit Blumenkohl, mit einem wilden, oder mit einem ächten Kastanienbaum besetzt seyn. Spielen ja doch im Herbste die

Kinder so lustig mit den glänzenden, braunen Kastanien, und die Erwachsenen wollen ja auch oft werden, wie die Kinder und lieber spielen, als genießen, wenn anderst der Genuß nicht ausschließend für sie ein privilegirtes Naschwerk ist. Können aber wohl Früchte immer nur bloßes Naschwerk seyn?

Es muß aber nicht bloß der Werth einzelner Menschen nur nach den Früchten, die sie tragen, beurtheilt werden, sondern auch der Werth ganzer Gesellschaften und Nationen. Wie angebetet waren in der Zeit, da die mit dem Aberglauben vermählte Hierarchie alle Nacken unter ihren bleyernen Scepter bog, manche Gesellschaften dickbäuchichter Müssiggänger, oder herrschsüchtiger Schleicher, welche das Glück der Menschheit gegen ihr elendes Interesse abwogen, und jenes immer zu leicht fanden, wenn sie nur der Schnitt und die Farbe ihres Kleides sie als Heilige ankündigte! Wenn man solche Bäume zu Duzenden bis auf

die Wurzeln hinein schüttelte, so sah man keine Frucht, die auch nur einer Schlehe gleich gewesen wäre, herabfallen. War ja eine daran gewachsen, so waren es Stechäpfel, Stinkbeere oder wurmstichige Pflaumen, deren Genuß den Menschen nachtheilig und ungesund war. Hätte man eher nach Früchten gefragt, und diese unterscheiden können, so würden sie gewiß auch eher fruchttragenden Bäumen haben Platz machen müssen. Wie glücklich träumte sich mancher, wenn ihm der Eintritt in einen Garten gelang, wo Betrug und Schwärmerey, wie in dem Zaubergarten einer Fee, Bäume gepflanzt hatte, die lauter goldene Früchte trugen. Einige Zeit lang wurden die aufgaffenden Augen dadurch geblendet, die, wenn dann die Hand nach ihnen grief, sich entweder, wie die Aepfel des Tantalus, bis zu einer unerreichbaren Höhe zurückzogen, oder, wenn sie sich erhaschen liessen, in der Hand zu einer übelriechenden Gallerte wurden, wobey die Geld=

gierigen nicht selten einen peinlichen Hunger leiden mußten, weil sie es versämten, sich mit natürlichen Früchten zu versehen, oder die letztern, die sie in der Hand hatten, mit dem Anblick jener vertauschten.

Wie oft hörte man in den neuern Zeiten unter Trompeten- und Pauckenschall gewisse Anstalten und Ideale von dem einen Ende Europens bis zum andern auskündigen! Wohl der Menschheit war immer der anlockende Text, der bey diesen Evangelien zum Grunde gelegt wurde. Da sollte ein ganz neues Menschengeschlecht aus der Asche des alten hervorgehen, da sollten die trägen, am unreinen Boden kriechenden Raupen verwandelt werden in lustige, flatternde Schmetterlinge, mit bunten, goldenen Schwingen, die nur vom geistigen Dufte der Blumen leben. Weil diese Musik gar vielen Ohren wohlgefiel, und der Text dazu erbaulich war, so ließen sich viele anlocken und sich zu thätigen Anhängern dieses Evangeliums ein-

weihen. Als aber die Zeit der Erndte kam, siehe, da hatten die Aecker und die Gärten keine Früchte getragen. Das Wohl der Menschheit war um keine halbe Linie höher hinauf gestiegen, ja es wollen sogar einige bemerkt haben, daß es um einige Linien gefallen sey. Es gab zwar Leute, welche dieses gleich Anfangs weissagten; weil man aber in seiner getäuschten Hofnung gar zu gewiß war, so wollte man sich dieselbige nicht eher nehmen lassen, als bis die augenscheinliche Unfruchtbarkeit die Ueberzeugung von der Nichtigkeit dieser schönen Hofnungen brachte.

Ich liebe und preise das wohlthätige Licht der Aufklärung von ganzen Herzen; ich habe dasselbige in meinem Kreise so eifrig gepflegt, als die gewissenhafteste Vestalin das heilige Feuer, und ich mußte es leiden, daß mir manche Fledermäuse und Eulen murrend um die Ohren flogen, weil sie glaubten, in ihrem Wesen, das sich im Finstern am Besten treiben

läßt, von mir gestört worden zu seyn. Eben so sehr aber hasse ich die Blendlaternen und Mordbrennerfackeln, die in unsern Tagen für Aufklärungslichter ausgegeben werden; denn die Wirkungen, welche sie zu thun pflegen sind traurig.

Noch leichter und allgemeiner ist zu manchen Zeiten die Täuschung, die man mit Worten zu treiben pflegt. Es sind lauter versilberte und vergoldete Nußschaalen ohne Kerne, die man den Menschen vorwirft, und womit sie alsdann in allem Ernste spielen. Ich nehme es zwar den Neuseeländern weniger übel, wenn sie das Gesicht, den Einwohnern der Marquesas, wenn sie den ganzen Leib, den Taheitiern, wenn sie vorzüglich den Hintern stattlich tatouiren, noch auch den Einwohnern von Mallikolo und Tanne, wenn sie einen cylindrischen Stein in dem Nasenknorpel tragen, auch nicht den Damen von Tripoli, welche das Haar ihrer Kinder mit Zinnober bestreuen; denn wa=

rum sollte man es ihnen auch übel nehmen? Sie halten es für eine ihnen eigenthümliche Nationalschönheit, und sind nicht so indiscret, daß sie andern Völkern dieselbige mit Gewalt auch aufdringen wollten. Der Sohn Abrahams und der Schüler Muhameds mag immerhin in der Beschneidung der Vorhaut einen unterscheidenden Vorzug auf Erden und im Himmel suchen, wenn er nur nicht mich ebenfalls zur Annahme dieses vermeintlichen Vorzuges nöthigen will. Ja, wenn ich mich überzeugen könnte, daß das Tatouiren des Gesichtes oder des Hintern, der durch den Nasenknorpel gesteckte Stein, der rothe Puder in den Kinderhaaren, und die Abschnitzlung der Vorhaut Früchte trüge, wenn sie auch so klein, wie Senfkörner, wären: so würde ich mir zur Noth etwas solches noch gefallen lassen. Da aber bey dem allen der Neuseeländer das gebratene Fleisch seiner Gefangenen mit Appetit verzehrt, der Taheitier die Kinnladen der Erschlagenen als Trophäen auf-

hängt, der Gemahl der Tripolitanischen Dame Seeräuberey treibt, der Abrahamite schachert, und der Muhamedaner Opium und Serrail für sein höchstes Gut hält, nun so mag er mich und andere damit ungeschoren lassen! —

Das Glück, die relativste Sache unter der Sonne.

Die neuesten Weltumseegler haben uns kein Volk elender, ausgearteter und verfallener geschildert, als die Bewohner der südlichsten Spitze von Amerika. So schien es diesen Reisenden, so mußte es einem jeden Europäer scheinen, der einen bessern Zustand kannte und dessen gewohnt war. In ihren Augen sind aber diese Pescherais so unglücklich nicht. "Ihre Lebensart, sagt R. Forster, in seinen Bemerkungen über die Reise um die Welt ist ihnen zur andern Natur geworden, sie geben ihr vor allen den Vorzug, und keiner von ihnen würde

unsern milden Himmelsstrich ihrem kalten Klima vorziehen, seine Hütte ist ihm lieber, als ein bequemes europäisches Wohnhaus; sein Robbenfell dünkt ihm zierlicher, als Seidenstoffe und gestickte Kleider; ein wohlschmeckendes Gericht aus unserer Küche ersetzt ihm keineswegs das lieblichere Fumet seines Robbenfleisches. Gesetze und Einrichtungen verschmäht er; zügellos sinnlich und rachgierig, paßt er in keine wohleingerichtete Gesellschaft, und verachtet sogar unsere Sitten und Lebensart, die er nicht beurtheilen kann." Diese Ausartung, oder vielmehr zurückgehaltene Entwicklung der Menschheit, hat seinen ersten Grund in dem traurigen Klima, in welchem diese Halbmenschen leben. Die Kälte schrumpft ihre körperlichen Organe, und dadurch gewissermassen auch ihre Seele so zusammen, daß an keine Entwicklung zu denken ist. Dazu kommt noch die Armuth der sie umgebenden Natur, die nicht im Stande ist, in ihnen andere, als nur die gröb-

sten Begriffe und Empfindungen zu wecken, und sie daher keine Vorschritte zur Kultur thun läßt."

Verdienen sie also wohl den Namen der Glücklichen, weil sie sich für glücklich halten, und nicht mit dem gebildeten Europäer tauschen möchten? Wer die Würde der Menschheit kennt und gegen sie die ihr gebührende Achtung hegt, wird diese Frage gewiß nicht bejahen, eben so wenig, als er ein Glas Fusel dem Glase Tokayer, (der einst auf Tarzals Hügeln die Morgensonne trank) vorziehen würde. Der Pescherä ist glücklich, weil er in dieser Lage gebohren worden und aufgewachsen ist, weil er das Traurige derselben nicht fühlt. Seine Zufriedenheit damit ist also nur Wahn, der freilich ihn beglückt, weil er sich über die ihn zu Boden drückende Unvollkommenheit nicht emporheben kann. Wollte man sein Glück wirklich beneidenswehrt finden, so müßte man auch den Stein für glücklicher, als die Pflanze,

und diese wieder für glücklicher, als das Thier halten.

Man vergleiche nur diese auf der untersten Stuffe der Kultur stehenden Wilden mit den Bewohnern von Taheiti und der benachbarten Societäts-Inseln, so wird man schon da einen sehr merklichen Unterschied finden. Hier herrscht ein freundlicheres Klima, hier liefert also die mildthätigere Natur einen grössern Ueberfluß an Lebensmitteln und hat also auch einen günstigeren Einfluß auf den organischen Bau der Menschen. Begriffe und Empfindungen entwickeln sich daher auch leichter in seiner Seele, und er steigt auf der Leiter der Kultur schon eine Stufe höher hinauf. Hier hat das gesellige Leben schon einen Anfang genommen, und es keimen aus demselbigen bereits angenehme Früchte hervor. Der Taheitier darf seinen Genuß nicht mehr auf stinkendes Robbenfleisch einschränken; er zieht Schweine und Geflügel auf, pflanzt den Brodbaum und die Jamswur-

zel, und die Kokospalme liefert ihm eine Frucht, die nicht bloß sättigt, sondern auch den Gaumen kützelt. Er hält sich also für glücklich, und sein Glück ist auch weniger Wahn, als das Glück des armen Feuerländers.

Wenn dieser in seiner niedrigen rauchigten Hütte, fast in der Stellung des ungebohrnen Kindes, zusammenhöckert, so hat der Südinsulaner schon eine reine und geraumige Wohnung, und wenn jener nicht viel mehr, als thierische Triebe kennt, so sind diesem zärtliche Empfindungen der Freundschaft und Liebe in ihrer ersten Einfalt nicht mehr fremde. Wer sollte also nicht lieber unter den Taheitiern leben, als unter den Feuerländern? Wer sollte also das Glück nicht lieber mit jenen, als mit diesen theilen? Es war daher auch keine wunderbare Erscheinung, daß einige europäische Seeleute Lust bekamen, auf den Societäts = Inseln zurückzubleiben, um sie mit ihrem Vaterlande, und dem ruhigen Genuß des Lebens, den sie ihnen anzu-

bieten schienen, mit den Gefahren einer weiten Seereise zu vertauschen. Es ist auch gar nicht zu zweifeln, daß Europäer, wenn sie mit noch unverdorbenen Sitten als eine Kolonie auf eine dieser Inseln geschickt würden, sich daselbst ganz wohl, und vielleicht mit der Zeit immer besser befinden würden. Daher wollte ich wünschen, daß sich das erst kürzlich durch Zeitschriften verbreitete Gerücht bestättigen möchte, daß sich eine Anzahl ausgewanderter Franzosen auf einer Südsee-Insel als Kolonie niedergelassen hätte, und auch durch diese Selbstdeportation in ihrer kleinen Republik ein glücklicheres Leben führten, als sie in ihrem alten Vaterlande sich nur träumen konnten.

Für welch' ein unaussprechliches Unglück würde es aber der größte Theil der Europäer halten, wenn er auf diese Inseln verwiesen werden sollte! Die reizendesten Beschreibungen, welche Bougainville, Cook und Forster davon machen, würden nicht im Stande seyn, das

kleinste Fünkchen von Lust in seinem Herzen zu erwecken. Gerade die anziehende Einfalt der Natur würde für ihn abschreckend und zurückstossend seyn. Was würde es ihm helfen, daß dort die Natur ohne große Mühe nicht nur die Bedürfnisse des Lebens befriediget, sondern auch nicht vergessen hat, diese Befriedigungen zu würzen? Er hat andere Bedürfnisse, die, wenn sie zwar nichts weniger, als natürlich sind, ihm doch zur Natur durch Gewohnheit worden sind. Und wo soll er diese in der Südsee aufsuchen? Er würde also auf eben der Stelle, wo mehr als ein Völkchen sich glücklich zu seyn dünkt, und es, wie man fast glauben sollte, auch wirklich ist, sehr unglücklich seyn.

Ich will nun aber einen Schritt weiter gehen, und mich von diesen Halbantipoden zu unsern Metapoden, oder, daß ich mich deutlicher ausdrücke, zu unsern Nachbarn, Landsleuten und Tischgästen wenden. Welch' einen himmel=

weiten Unterschied findet man da zwischen den Begriffen von Glück und Glückseeligkeit? Sollte man in Ansehung dieses Unterschieds die zunächst beysammenwohnenden Menschen nicht für Geschöpfe von einer ganz andern Natur, von einer ganz verschiedenen Klasse halten? Diejenige Lage, welche dem einen den sanften Polster der Beruhigung unter das Haupt legt, und ihm einen vollen Freudenbecher anbietet, wäre für dem andern ein Dornenbette und eine Folterbank, wo für seine dürstenden Lippen nichts als Wermuthstropfen zubereitet wären. Daher durchkreuzen sich auch die Wege so mannichfaltig, auf welchen die Menschen ihr Glück suchen. Der eine rennt gegen den Aufgang und der andere gegen den Niedergang der Sonne; der eine sucht es im Thal, und der andere auf den Gipfeln der Gebürge; der eine will es durch Wasser und der andere durch Feuer auflösen. Und dabey glaubt jeder auf dem rechten Wege zu seyn.

Der fleissige Handwerks- und Landmann hat das Ziel seiner Wünsche erreicht, wenn er sich im Schweise seines Angesichtes so viel erwirbt, daß er sich und den Seinigen ein Mittagessen und ein Abendbrod, das mit einem Trunk Bier begleitet ist, verschaffen kann, wenn ihm nur noch ein Noth- und Ehrenpfenning übrig bleibt, um für sich und seine Kinder davon einen mässigen Gebrauch machen zu können. Wie weit höher steht aber nicht das Ziel der Wünsche des Reichen und Vornehmen? Was jener nach Zollen abzählt, das mißt dieser kaum nach Klaftern. Wenn bey jenem schon der Thaler ein Schatz ist, so ist in den Augen des andern eine schuhlange Dukatenrolle eine unbedeutende Kleinigkeit; denn er ist entweder nur ein genußloser Zusammenscharrer und Wächter des Goldes, oder die Anzahl seiner vielen und kostbaren Bedürfnisse ist so angewachsen, daß er ihrer Befriedigung grosse Summen aufopfern muß. Und warum? Weil er nur darein seine Glück-

seeligkeit setzt, und weil er die Entbehrung dieser Bedürfnisse für ein Unglück halten würde. Man sehe nur am Morgen die Kinder des Landmanns an der irdenen und buntgemahlten Schüssel sitzen, die mit Milch und eingebrockten schwarzen Brod angefüllt ist. Mit welchem Vergnügen, mit welchem Appetit verzehren sie dieselbige! Da kommt auch keine Brosame, kein Tropfen um, ausser der, welcher vielleicht von dem schwarzlakirten hölzernen Löffel herabfällt, oder über den Bart des allzugierigen Essers heruntertrieft. Mit welch' einer langsamen Uebersättigung schlürfen aber die sogenannten jungen Herrschaften der reichen Städter den schäumenden Chocolade aus Porcellanbechern, indem um sie her der Tisch mit zerbröselten Ruinen des Biscuits und mürben Brods besäet ist! Aus dem Appetit, womit die Milchsuppe verzehrt wird, sollte man fast denken, daß sie den muntern Genießern besser schmecke, als den langsamen Schlürfern der Chocolade und das

mürbe Brod, und daß also auch jene ihr Glück nicht mit diesen vertauschen möchten.

Es ist freilich immer besser, auf einem weichen Federbette zu schlafen, als auf einer hölzernen Bank, oder auf einem harten Strohsack, vornehmlich wenn die Muskeln einmal an einen elastischen Druck gewöhnt sind. Ob sichs aber auf Eiderdunen süsser schläft und süsser träumt, als auf Stroh, das wird der Glückliche, mit dem die Sorge und die aus Uebergenuß herrührende Nervenschwäche zu Bette geht, und der Wanderer, dem sorgenloser Frohsinn und Gesundheit auf seinem Strohlager zum Pfülben dienen, am besten sagen können. Und wenn sie es auch nicht ausschwatzen wollten, so würde es ihr Erwachen verrathen, wer von ihnen beiden der Glücklichere ist. Man würde aber doch auch sehr irrig daran seyn, wenn man den Reichthum und hohen Stand durchaus für ein Unglück halten wollte; daß hieße in einem eben so grossen Irrthum stehen, als wenn man die

Hitze des Sommers für eine verderbliche Witterung halten wollte. Reichthum und Ehre ist zwar nicht die Glückseeligkeit selbst; aber sie sind doch Mittel, nicht nur sich selbst den Genuß derselbigen zu erleichtern, sondern auch Mittel, Glückseeligkeit über andere um sich her zu verbreiten. Wer sie daher auch nur als Mittel gebraucht, der handelt weise, und ist glücklich und macht glücklich; wer sie hingegen als Zweck ansieht, der geht irre, und findet den Weg, der in das Land der Glückseeligkeit führet, selten oder niemals.

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden;
Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,
Das was allein mit Recht bewundrungswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.

Ich bedauere also den Lappländer nicht, wenn er die lange Winternacht in seiner durchräucherten Hütte bey der Thranlampe zubringen muß;

er kennt ja keine anderen Bedürfnisse, als die Milch und das Fleisch seiner Rennthiere, und ein Schluck Brandewein macht ihm bey seinem Hochzeitschmaus eben so lustig, als den weichlicheren Südländer in dem erleuchteten Tanzsal Punsch und Champagner. Noch vielweniger könnte ich die einfache Lebensart des Landmanns bemitleiden, dem schwarzes Brod und geräuchertes Fleisch eine Sonntagsmahlzeit ist. Es schmeckt ihm ja, und stillt seinen Hunger eben so gut, als dem Zärtling seine Fasanen und Aale. Ich beneide aber auch den Mann gar nicht, der dem Glück in Schoose zu sitzen scheint; denn er sitzt oft auf Dornen, die ihm gemeiniglich auf derjenigen Seite verwunden, die nicht sichtbar ist.

Der Hirte mit den Eyern.

"Ich kannte einen Hirten, sagt ein berühmter italienischer Schriftsteller, der sich in seiner Einsamkeit die Zeit damit zu vertreiben pflegte, daß er Eyer in die Höhe warf, und sie wieder fieng, ohne sie zu zerbrechen. Er hatte es in dieser Kunst zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, daß er mit vieren zugleich eine Zeitlang spielen konnte, so daß sie wechselsweise in die Luft flogen, und ihm in die Hand fielen. Mich dünkt, nie eine grössere Ernsthaftigkeit, als in dem Gesichte dieses Mannes, gesehen zu haben; denn seine wunderbare Beharrlichkeit und Applikation hatte ihm das strenge und gravitätische Ansehen eines geheimen Raths gegeben, und ich konnte mich des Gedankens nicht entwehren, daß dieser Fleiß und diese Aufmerksamkeit, wenn er

sie besser angewandt hätte, ihn vielleicht zu einem grössern Mathematiker, als Archimedes, gemacht haben würde."

Wahrscheinlich werden einige Leser dieses auf mich und meine einsiedlerischen Beschäftigungen anwenden wollen, weil sie zwischen einem Hirten und einem solchen Müssiggänger, wie ich in ihren Augen bin, keinen grossen Unterschied finden, und mein bischen Geschreibe auch für nichts besseres, als für ein Eyerwerfen und Eyerfangen halten werden. Ich will es zugeben, daß die Geschichte so weit auf mich paßt; aber um keinen Strich weiter. Denn erstlich fehlt mir das strenge und gravitätische Ansehen eines geheimen Rathes ganz, und zweitens ist meiner Seele kein Gedanke fremder, als der, den Ruhm eines Archimedes erklettern zu wollen. Im Vorbeygehen muß ich hier bemerken, daß das verfallene und mit Nesseln überwachsene Grabmal des Archimedes zeigt, wie tief der Preiß des höchsten Ruhms

nach einigen Jahren herabfallen könne, zumal in dem Vaterlande, wenn nicht von ungefähr ein Fremder kommt, der, wie Cicero, mit dem Ruhm ein Gewerbe treibt, und ihn wieder etwas hinauf steigert.

Der Hirte, der so künstlich mit Eyern spielte, hatte also unwidersprechlich einen unermüdeten Fleiß, ob er gleich eigentlich nichts zu thun hatte; denn er hat gewiß seiner Kunst tausende der Stunden geopfert, biß er sie zu dieser Vollkommenheit brachte. — Doch wie kann Fleiß und Müssiggang miteinander in Verbindung stehen? Gar wohl, wie wir es an dem Beyspiele unsers Künstlers sehen. Wir würden auch in dem gemeinen Leben diese Erscheinung tagtäglich wahrnehmen können, wenn wir ihr nur ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken wollten. Kennen Sie denn keine geschäftigen Müssiggänger? Meno sitzt den ganzen Tag bis zur mitternächtlichen Lampe bey seinen Büchern, um den Schatz seiner Kenntnisse zu bereichern.

Wenn man aber nachsieht, worinn denn dieser Schatz besteht, so findet man nichts als Rechenpfenninge, Papierschnitzchen, Bohnenkerne, Nußschaalen u. d. g. Waare, womit dem Besitzer nichts gedient ist, und womit er auch andern eben so wenig dienen kann. Wie geschäftig rennt nicht Bubast den ganzen Tag durch alle Strassen der Stadt! Er hat Besuche zu machen, um Stadtneuigkeiten und Familiengeheimnisse theils zu erfahren, theils auszubreiten, er muß auf den Coffehäusern zweymal des Tages die Zeitungen lesen und hat auch über dieses noch das beschwerliche Amt, verdienstlosen Leuten durch reelle Empfehlungen Aemter a tout prix zu verschaffen. Da war der Fleiß des eyerwerfenden Hirtens doch wahrlich von einer bessern Art, denn er trieb seine Kunst nicht auf Kosten Anderer, oder gar auf Kosten des Staats. Wenn ihm auch ein Wurf oder Fang mißglückte, so zerbrach das Ey ihm und keinem andern.

Er wird aber der zerbrochenen Eyer nicht viele gezählt haben; denn er machte den Anfang seines Kunstfleißes gewiß nicht mit natürlichen Eyern, sondern er nahm so lange ausgeblasene, oder Holzäpfel dazu, bis er seiner Sache gewiß war. Wie hätte sonst der arme Teufel die Kosten erschwingen können? So vorsichtig ist man freilich nicht immer. Wie oft sieht man angehende Künstler sich in einer Kunst üben, die etwas mehr, als das Eyer werfen zu bedeuten hat, ohne daß sie ausgeblasene Eyer, oder Holzäpfel, oder andere dergleichen Repräsentanten dazu nehmen! Daher kommt es auch, daß rings um sie her so viele zerbrochene Eyer, deren schöne Dottern die Erde tränken, ihre mißlungenen Würfe zur Warnung vergeblich predigen. Das traurigste ist, daß die Kosten zum Anfange dieser Kunstübungen gemeiniglich nicht aus dem eigenen Beutel bezahlt werden, sondern daß es dabey auf die Rechnung Anderer geht. Der angehende, mit

den neuesten Theorien von der Universität aus-gestattete Arzt zerbricht dadurch die Gesundheit mancher Patienten, und der in Geschäften noch nicht geübte Anfänger knickt darüber dem Staat manches Pflänzchen ab, von dem man mit Recht Früchte erwarten konnte. Ich weiß es gar wohl, daß, wie der gute Melanchton sagte, Töpfe keine Köpfe sind, und daß also derjenige, der vor Töpfen eine herrliche Predigt ablegen kann, vor Köpfen kaum ein erträgliches Vaterunser herzubeten im Stande ist. Allein man sollte zwischen der Theorie und Uebung keine so gar grosse Kluft befestiget seyn lassen, und sie entweder etwas näher zusammen zu rücken suchen, oder durch nicht allzukostbare Brücken und Stege den Uebergang weniger gefährlich machen. Ich habe bey der letzten Heuerndte es selbst mit angesehen, wie ein Vater seinen Jungen die ersten Uebungen im Mähen vornehmen ließ. Er stellte ihn nicht dahin, wo die Blumen und das Gras am dicksten und

fettesten standen, sondern auf einen Fleck, wo der Wachsthum nicht der üppigste zu seyn schien; wenn auch da ein Hieb mit der Sense fehl gieng, so waren doch ein paar Hände voll Heu weniger verdorben. Ich glaubte auch bemerkt zu haben, daß die Sense des Jungen weniger scharf war; sonst aber führen Anfänger gemeiniglich die schärfsten Sensen.

Ich möchte bey dieser Gelegenheit doch auch die Frage aufwerfen: ob wohl ein jeder, wenn er sich auch Jahre lang im Werfen und Fangen der Eyer geübt hätte, es in dieser Kunst so weit gebracht haben würde, als jener künstliche Hirte? Ohne in die Geschicklichkeit anderer ein Mißtrauen zu setzen, muß ich gestehen, daß ich wenigstens bey der geduldigsten Anstrengung gewiß meilenweit hinter ihm zurückgeblieben wäre, weil ich in mir nie die geringste Spur von einer Kunstanlage gefunden habe — man müßte denn das eine Kunst nennen, sechzig geschriebene Zeilen auf eine Quartseite zu-

sammen zu drängen. Ausharrende Uebung macht in der Kunst nur gewöhnliche Meister, bey denen doch zuweilen etwas von einem Stümper durchguckt; zu Virtuosen werden sie sich nie dadurch empor schwingen können. Talente lassen sich nie durch Gold, Zeit und Mühe erkaufen; sie sind freywillige Geschenke der Mutter Natur, welche sie unter ihre Lieblingskinder — oft nach einer wunderbaren Laune — auszutheilen pflegt. Der Mensch kann wohl an seinen Organen etwas bessern, und sie mit seinem Geist in ein harmonischeres Verhältniß setzen; allein er kann diejenige hohe Harmonie durch unausgesetztes Stimmen niemals erreichen, welche Talent oder Genie heißt.

Damit will ich aber nicht sagen, als wenn ich die Kunst des Hirten für ein Produkt des Genies hielte, ob sie gleich von vielen mit eben so vielem Wohlbehagen und eben so grosser Bewunderung wird angegafft worden seyn, als andere die Farbenschöpfungen eines Dürers

oder Rubens anstaunen, oder die herzenschmelzenden Flötentöne eines blinden Dulon anhören. Wenn man freilich mit jüdischem Wuchergeist die Frage aufwerfen wollte: zu was nützen denn alle diese Kunststücke? so könnte man antworten: sie tragen den Mann, der sie treibt, viel Geld ein; ob ich gleich nicht glaube, daß sich der Eyerfänger von den Zuschauern hat einen Kreuzer bezahlen lassen. Wollen wir aber in die Frage einen andern Sinn legen, der zum wenigsten philanthropischer aussieht, und so viel heißen möchte, als: was wird denn dadurch Gutes in der Welt gestiftet? oder was tragen denn diese Werke des Talentes zur Vervollkommung der Menschheit bey? dann möchte die Beantwortung so leicht nicht seyn. Leicht zwar für solche Männer, die von der Würde des Menschen einen etwas höhern Begriff haben, und ihn daher auch Kräfte zu einem geistigeren Genuß zutrauen. Menschen von dieser Klasse werfen entweder keine solchen

Fragen auf, oder beantworten sich dieselbigen selbst. Aber es gibt auch Frager von einer ganz andern Art, die sich von einem Geistesgenuß keinen Begriff machen können, und also auch nicht im Stande sind, zwischen dem größten Meisterstück eines Raphaels oder einem Wirthhaus-Schild einen Unterschied zu machen. Und für solche möchte, wenn sie ja etwas künstliches sehen wollen, das Eyerspiel das ergözlichste und interessanteste seyn.

Das räume ich aber noch zum Schluß gar gerne ein, daß mancher Mann, der sich für einen Künstler ausgeben will, auch wohl dafür ausgegeben wird, und sich auch aus dieser Ursache für berechtigt hält, dem Handwerksgebrauch gemäß, die Nase hoch empor zu tragen, seine Kunst so treibt, daß sie vor dem Eyerspiel keinen grossen Vorrang verdient.

Der Ameisenhaufen.

Ein Spaziergang, den ich gestern am kühlern Abend in das Wäldchen hinter meiner Wohnung machte, führte mich zu einem Ameisenhaufen, den diese Thierchen an den Wurzeln einer grauen Fichte aufgethürmt hatten. Mit der behendesten Schnelligkeit und in unzählbarer Anzahl liefen diese kleinen Geschöpfe von allen Seiten, gleichsam auf abgemessenen Pfaden, daher, fast alle beladen mit Grasfäserchen, kleinen Strohhalmen und andern kleinen Körpern, indem andere mit noch geschäftigerer Eile auf andern Pfaden aus der volkreichen Stadt hinauseilten. Wenn die seegelreichste, reichbeladene Flotte aus Indien nach Europa zurückgekommen ist, so kann in dem Hafen keine lebendigere Thätigkeit herrschen als hier. Alles ist in der geschäftigsten Bewegung; man sieht

hier keinen Müssiggänger; sondern wenn einer von diesen Fleißigen von dem andern durch unvorsichtiges Zusammentreffen nur einem Augenblick in seinem Laufe ist aufgehalten worden, so sucht er durch ein noch schnelleres Fortrennen das Versäumte gleichsam wieder einzubringen. Sie scheuen sich vor Bergen und Thälern, die ihnen im Wege liegen, gar nicht, und laufen an einer ihnen im Wege stehenden Alpe, sollte es auch nur eine etwas weit hervorragende Baumwurzel seyn, eben so muthig hinauf, als sie auf der andern Seite wieder in das Thal hinunter rennen.

Was ist denn aber die Absicht dieser rastlosen Thätigkeit? Das Wohl ihrer Republik; die Gründung und Erweiterung der Stadt, welche sie mit ihren noch in den Wiegen der Eyer liegenden Kindern bewohnen. Dieser dem Scheine nach unordentlich zusammengetragene und aufgethürmte Haufen ist wirklich eine volkreiche Stadt, die von unzähligen Straßen

durchschnitten, und von den Baumeistern mit Wohnungen, die den Bedürfnissen der Einwohner ganz anpassen, versehen sind. Die kleinen, aber für sie schwere Lasten, welche sie zusammenschleppen, sind mannichfaltige Materialien, die sie zu dem Bau brauchen und anwenden. Ohne Kalk und Werkzeuge wissen sie dieselbigen so geschickt in einander zu fügen, daß die Gebäude für ihren Bedarf Dauer und Festigkeit haben. Selbst der Plan des Ganzen ist nicht ohne Raffinement von aussen parobolisch angelegt, damit kein Regen die Stadt unter Wasser setze, sondern darüber ablaufe.

Aus der Eintracht in den gemeinschaftlichen Arbeiten läßt sich wahrscheinlich schließen, daß sie auch in dem ganzen Staat und dessen Verfassung herrschen werde. Wenn es aussen keine Unzufriedenen gibt, so gibt es vermuthlich auch keine Unzufriedenen im Innern. Das ist auch ganz natürlich; denn je weniger Müssiggänger in einem Staate geduldet werden, desto

weniger wird auch die Ruhe desselbigen zerrüttet. Wer von der Thätigkeit in seinem Wirkungskreise herumgejagt wird, der hat nicht Zeit, durch müssige Spekulationen die Ruhe Anderer oder des Ganzen zu stören. Die Geschichte sagt uns ja, daß gemeiniglich Männer, die von den Unruhen und Streitigkeiten anderer leben, eben daher auch Geschmack an Unruhen und Streitigkeiten, die von einer andern Natur sind, als die gerichtlichen, finden. Wie sollte aber auch in einer Republik, wo jeder seine Schuldigkeit thut, wo, so viel wir wenigstens sehen, keiner auf die Kosten des andern lebt, sich Unzufriedenheit einnisten können? Da es in dieser Republik auch keine grösseren Schätze, als die noch in den Eyern schlafenden Kinder zu geben scheint, so kann da auch kein Durst nach dem Golde anderer eine Staatsumwälzung anstiften, weil man ja dabey nichts für sich gewinnen würde. Und da, wo alle Bürger einerley Uniform tragen, die sie von der

Natur empfangen haben, da scheint auch keine Herrschsucht durch ihren Kitzel etwas ausrichten zu können.

Ich habe schon vorher auf die Liebe hingedeutet, welche die Ameisen zu ihren Jungen haben. Da ich die Menschen nicht gerne beschämen mag, so will ich mich auch in keine Vergleichung einlassen, weil sie für den Herrn der Schöpfung zu erniedrigend ausfallen könnte. Wie emsig schleppen sie nicht diese Eyer, Lasten, welche mit ihren kleinen, ausgemergelten Körper gar kein Verhältniß zu haben scheinen, von einem Orte zum andern? Da ich überzeugt bin, daß sie sich keine schwere Arbeit vergeblich und nur zum Zeitvertreib aufbürden werden, so hat dieselbe daher eine Sorgfalt und thierische Zärtlichkeit, daß ich mich so ausdrücke, zur Ursache. Vielleicht bringen sie dieselbigen in eine größere Sicherheit; vielleicht sind sie durch eine Ueberbevölkerung genöthiget, mit ihnen neue Kolonien anzulegen, oder vielleicht suchen

sie ihnen nur die Temperatur der Luft, welche zu ihrer Entwicklung nöthig ist, zu verschaffen. Die Vertheidigung ihrer Jungen wenigstens, wenn sich irgend eine Gefahr nähert, ist heldenmüthig. Man hat ja gesehen, daß Ameisen, welche in der Mitte entzweygeschnitten waren, noch mehrere Eyer weggetragen haben.

Man würde sich in labyrinthischen Abgründen verirren, wenn man herausforschen wollte, wie alle diese Erscheinungen gewürkt würden. Man müßte ein Gott, oder — bald hätte ich gesagt, eine Ameise selbst seyn, wenn man sich dieses erklären wollte. Wir sehen, daß es geschieht; aber die Frage: wie es geschieht? müssen wir unserer deswegen eben nicht tadelnswürdigen Neugierde unbeantwortet lassen.

Meinen Geist beschäftigen bey dem Anblick solcher Naturgeheimnisse ganz andere Gedanken und Gefühle. Ich sehe in ihnen, als in einem Spiegel, den grossen Meister der Natur, staune und bete an. Hinreissend groß ist mir beson-

ders dieser Gedanke, daß in alle, fast auch in die unsichtbarsten Winkel und Tiefen der Schöpfung Leben verbreitet ist. Wie unbegreiflich unerschöpflich muß nicht also auch die Quelle des Lebens seyn, aus dem jedes dieser Leben geflossen ist! Das Blat eines Baumes ist oft eine Welt für lebendige Geschöpfe, und ich kann oft kaum einen Schritt auf meinen Spaziergängen thun, ohne eine solche kleine Welt zu zerstören. In der kleinen Pfütze, die ein Kind ohne Mühe überschreitet, wohnen tausend lebendige Geschöpfe, welche ihre eigene, höchst künstliche Organisation haben. Denn je kleiner der Körper ist, desto wunderbarer muß auch die organische Zusammensetzung desselbigen seyn, wenn sie die mannichfaltigen Bedürfnisse, die zu seinem Daseyn, und zur Fortsetzung desselbigen gehören, befriedigen soll.

Wie künstlich ist nicht der Körperbau dieser kleinen Ameisen aufgeführt! Der fast dreyeckigte Kopf ist mit zwey scharfen und gezähnten Freß-

zangen versehen, womit sie das verrichten, was wir mit unsern Messern, Sägen, Beilen u. s. w. bewerkstelligen. An der breiten Stirne befinden sich 2 Fühlhörner, die aus mehr als 10 Gelenken bestehen, damit sie auf allen Seiten und in allen Richtungen, wie ein Telegraph, gebraucht werden können. Hinter diesen sitzen 3 schwarze, sehr kleine Augen, welche nur als zarte Punkte erscheinen, und dem Thier doch dazu dienen, die Gegenstände des Gesichtes durch sie, freilich nach seiner Art, wahrzunehmen. Zwischen der Brust und dem Hinterleibe bemerkt man ein senkrecht stehendes Schüppchen, und in dem Schwanz einen verborgenen hohlen Dolch, welches aber den Männchen fehlet. Aus diesem Stachel ergießt sich, so oft sie damit verwunden wollen, ein scharfer, beissender Saft, welcher die kleine Geschwulst und das Jucken verursacht, das man nach dem Stich einer Ameise fühlet. Der Hinterleib ist eyförmig und durch einen kleinen Stiel mit dem

Bruststücke verbunden. Die sechs starken Füsse sind mit 2 spitzigen und gewölbten Klauen bewafnet. Man betrachte dieses in unsern Augen so kleine und unbedeutende Insekt mit einem Sonnenmikroscop, so wird ein schreckbarer, starker Gewapneter da stehen, dessen Anblick weit fürchterlicher ist, als der eines Löwen und Tigers.

Auch die Oekonomie in dem Geschlechte dieser Thiere ist wunderbar. Es gibt unter ihnen, wie bey den Bienen, nicht nur Männchen und Weibchen, sondern auch solche, die man weder unter die Männchen, noch Weibchen rechnen kann. Die weiblichen Ameisen sind länger und dicker, als die männlichen, und so, wie diese, mit flach aufliegenden Flügeln versehen. Die übrigen Ameisen, die man gemeiniglich Zwitter oder Arbeitsameisen zu nennen pflegt, sind ganz ungeflügelt und noch kleiner, als die Männchen, aber in weit grösserer Anzahl vorhanden. Die Eyer der Ameisen sehen wie fein gestossener

Zucker aus, und sind so klein, daß man sie kaum auf einem schwarzen Tuche erkennen kann; denn was man gemeiniglich Ameisen-eyer zu nennen pflegt, sind nicht die Eyer dieser Insekten, sondern die Puppen, die oft grösser sind, als die Ameise selbst, und das schon größtentheils ausgebildete Insekt enthalten.

So ehrwürdig wird mir die Schöpfung auch in ihren kleinsten und nicht geachtetesten Theilen, wenn sie aufmerksam betrachtet, und diese Betrachtung mit Nachdenken und Gefühl begleitet wird. Die Achtung, welche ich gegen das vor meinen Augen stehende Werk habe, muß in Ehrfurcht, Bewunderung und Anbetung gegen den Unbegreiflichen, der es gemacht hat, übergehen. Häufe die Kunst von tausend der größten menschlichen Künstlern in ein Aggregat oder einen Brennpunkt, wenn es möglich wäre, zusammen, so wird sie doch keine Ameise hervorbringen können!

Der Mensch soll stolz seyn auf seine Würde; das gebe ich zu, wenn mit dem Stolz, d. i. mit der angenehmen Empfindung über wahre und verdiente Vorzüge, keine leere Eitelkeit und kein aufgeblasener Uebermuth verbunden ist. Man kann ihn, nach meiner Meinung, auch dadurch in seine Schranken zurückweisen, wenn man ihm sagt und zeigt, daß Er (und das ist bey dem Eitlen und Uebermüthigen gemeiniglich nur sein Körper), nicht das einzige Meisterstück der Schöpfung sey, indem sich die Allmacht und Weisheit Gottes auch an dem Insekt, das unter seinen Füssen stirbt, verherrlichet habe, und daß dieses mit ihm auf eben der großen Stuffenleiter stehe, auf welcher Organisation und Leben zwar verschieden und mannichfaltig, aber doch von Einer Hand und zu gleichen Zwecken, ausgetheilt worden ist.

Ich bin freilich ein Erzengel gegen diese Thierchen, wenn ich von der Stufe, worauf ich stehe, auf sie hinabsehe, oder wenn ich mei-

ne Macht mit der ihrigen vergleiche. Einige Fußtritte von mir zerstören ihren ganzen Staat, und ein Schlag meines Spazierstabes verwandelt ganze Strassen dieser Stadt in Ruinen, und begräbt unter sie ihre Bewohner. Habe ich nicht neulich gesehen, wie ein armer Junge mehrere dieser Staaten in einen Weidenkorb faßte und hurtig davon trug, um ihre gesammelte Schätze zu erbeuten? Daraus kann ich freilich meine verhältnißmässige Stärke und Macht nicht verkennen; aber dieß gibt mir noch kein Recht, einen Mißbrauch davon zu machen, oder darauf stolz zu seyn. Würde man es wohl dem Sturm, wenn er Schiffe ergreift, und an Klippen hinschmettert, oder der Erde, wenn sie bebend Städte einstürzt und verschlingt, verzeihen, wenn sie dieses als Großthaten rühmen, und darauf stolz seyn wollten?

Vor meinen zerstörenden Fußtritten seyd ihr also sicher, ihr emsigen Thierchen! Ich will euch weder in eurer Arbeit hindern, noch in

eurer Stadt Verwüstungen anstiften. Es sollte mir leid thun, wenn ich aus schuldloser Unvorsichtigkeit einen eurer Mitbürger getödet hätte. Warum sollte ich euch, als Mitgeschöpfen, seyen es auch von anderer Art, nicht auch diejenigen Rechte gönnen, auf welche ich Anspruch mache? Ich müßte in euren Augen mehr als ein Attila und Robespierre seyn, wenn ich das thäte. Vor mir bleibt ihr sicher. Es kommt ja ohnehin bald der Herbst, der euch nach und nach in den langen Winterschaft wiegt!

Ueber die Einförmigkeit des Landlebens.

Als ich neulich in dem Wirthshause des benachbarten Dorfes von ungefähr einen alten Bekannten aus der Stadt antraf, so kamen wir ganz natürlich auf meine freywillige Verbannung aus der Stadt und auf mein einsiedlerisches Leben zu sprechen. Er konnte oder wollte

mir in verschiedenen Stücken nicht widersprechen, sondern räumte mir die meisten von mir gerühmten Vorzüge desselbigen ein; glaubte aber, daß nur ich, als ein belesener und gelehrter Mann, davon Gebrauch machen könnte, und es werde vor allen die kleine mitgenommene Bibliothek mein bester Zeitvertreib seyn; für denjenigen aber, der sich nicht in meiner Lage befänden, müsse das Landleben die einförmigste und daher langweiligste Lebensart seyn. Ich suchte ihm auch in diesem Stück eine andere Meinung beyzubringen, und es würde mir auch vielleicht geglückt seyn, wenn nicht der Postknecht mit seinem gellenden Horn schon zum drittenmal das Zeichen zur Trennung gegeben hätte. Ich recapitulire hier also in meinen Gedanken, was ich ihm gesagt habe, und sagen wollte.

In dem Landleben herrscht die größte Mannigfaltigkeit und Unterhaltung, und zwar nicht bloß für den Besitzer eines Landgutes, der in

den schönern Jahrszeiten ein paar Wochen oder Monate zur Abwechslung auf dem Lande zubringt, oder mit Milch vermischtes mineralisches Wasser zur Kur trinkt, sondern auch für alle wirkliche Bewohner des Landes, wenn sie anderst nicht ganz stumpfsinnig und gefühllos sind. Welch' eine Mannichfaltigkeit von Ideen bietet nicht die weite, schöne und mannichfaltige Aussicht dar! Nicht eingeschränkt auf Dächer und Wände durchfliegt der Blick Berge und Thäler, Felder und Wiesen, Wälder und Teiche, die in der schönsten Abwechslung, und den unnachahmlichsten Schattirungen vor ihm da liegen. Hier sieht man beym Erwachen die Königin des Tages am östlichen Himmel majestätisch heraufsteigen, und am Abend auf rosenfarbnem Gewölke wieder hinabsinken. Diese freye Aussicht gewährt auch in der Nacht einen unbegreiflichen Anblick des mit Sternen besäeten Himmels, und erwecket in dem, der diese Tausende der Sonnen für etwas mehr, als für

Lichter des Himmels ansieht, grosse und hohe Gedanken.

Eine Aussicht, welche immer einförmig bleibt, muß endlich ermüden. Dieses ist aber von einer ländlichen Aussicht nicht zu fürchten. Wochen, Monate und Jahrszeiten machen die abwechslendesten Veränderungen. Wenn sie der Winter in das reinste Schneegewand gehüllt hat, so breitet der Lenz und der Sommer ihre lieblichen buntgewirkten Decken über dieselbigen aus, bis von dem Hauche des alternden Herbstes die grüne Hauptfarbe hie und da erblasset oder erröthet, und Erde und Bäume wieder in ihrer Blösse da stehen. Wenn ich in der Stadt an meinem Schreibtische saß, und zuweilen seitwärts zum Fenster hinausblickte, so sah' ich eben die Häuser, Dächer, Fenster und Pflastersteine, die ich vor 30 Jahren gesehen hatte. Durch das ewige Anschauen des Einerley sah' ich es endlich gar nicht mehr. Wie ganz anderst ist es, wenn ich bey offenen Fenstern in

meinem Armsessel sitzend, in die freundliche Gegend hinausblicke, die Bäume meines Gärtchens bald blühend, bald früchtetragend, das nahe Feld bald mit angenerquickender grüner Saat, bald mit in violetgrünen Schattirungen wogenden Aehren, bald aber mit gelbgrauem Roggen und goldfarbenem Waizen bedeckt sehe! Von den Rücken des gegen mir überstehenden Berges lacht bald das lieblich grüne Laub der neugebohrnen Eichen und Buchen herüber, bald kündiget mir ihre falbe Farbe den nahen Abschied desselbigen an. Wenn ich auch im Spatherbst den Hirten nicht mehr die Kühe zum Mahl der Weide durch den Schall des Horns einladen höre, so höre ich dafür am stillen Abende die taktfeste Musik der Drescher, und das eintönige Gepolter der Flachsbrecherinnen; und wenn keine Grasmücke mehr auf meinem Apfelbaum singt, so zwitschern und gaucklen doch auf demselbigen die Insekteneyer suchenden Maisen. Das Leben der Natur ist in einer ewigen Bewegung; und

daraus entstehen die mannichfaltigen Ansichten, unter welchen sie sich uns darstellt. Der Schauplatz aber, wo sie unmaskirt ihre große Rolle spielt, ist das Land.

Die anziehende Unterhaltung, welche die mannichfaltige Veränderung und Abwechslung der Naturscenen demjenigen gibt, der an ihnen seine Sinnen weidet, und dabey auch seine Ideen und Gefühle nicht leer ausgehen läßt, ist aber auch für den Bearbeiter des Landes kein geringer Lohn seiner Mühe und seines Schweisses. Die Beschäftigung der meisten Handwerker in der Stadt werden durch keine Abwechslung gewürzt. Was der Weber im Winter arbeitet, das arbeitet er auch im Sommer; er spannt die Fäden des Zettels auf, und wirft das Schiff durch die sich hebenden Fäden wechselsweise von der rechten zur linken; so einförmig, so alltäglich, wie er, arbeitet der Schuster, der Becker, der Müller, der Dratzieher und unzähliche andere. — Nicht so der Land-

mann. So wie sich fast alltäglich die Gestalt der Natur ändert, so ändern sich auch seine Geschäfte und Arbeiten. Wenn ihm der kommende Frühling auf das Feld hinauslocket, so zieht er munter hinaus mit dem Pfluge, und durchschneidet den ausgeruhten, dampfenden Acker in gleichen, aber doch etwas sanft gewölbten Furchen, indem die der Pflugschaar folgende Krähe ihren Hunger durch aufgewühlte Insekten stillet. Dann streut er den goldenen Regen der Saat mit abgemessen geschwungenen Händen auf die geöfnete Erde, umgräbt mit der glänzenden Spate den fetten Boden des Gartens, beschneidet die Bäume und vertilgt mit der leichten Frette das hervorkeimende Unkraut. Eine abwechslende Beschäftigung gibt ihm das Pflanzen, die Pflege der Bienen und der Lämmer und ihrer säugenden Mütter, die Bestellung des Ackers zur Spatsaat und die Aufsicht über das nun ganz veränderte Hauswesen. Nach kurzer Zeit rufen ihm die gras-

und blumenreichen Wiesen zur Heuerndte, zu welcher er nebst seinem mit Sensen bewafneten Gesinde hinaus zieht. Nun vermehrt die allgemeine Fruchtbarkeit der Natur seine Beschäftigungen mit ihr von Tag zu Tage. Es liegt zwar jetzt die Sonne schwer auf seinem braunen Rücken, wenn er das unter der Sichel gefallene Getraide in Garben bindet; aber der frohe Anblick eines reichen Segens vergilt ihm Schweiß und Mühe. Wenn nun endlich der Herbst sein Füllhorn ganz über die Flur ausgeschüttet hat, so ist es sicher mehr Vergnügen, als Arbeit, die dargebottenen Früchte zu sammeln, das Obst zu pflücken von den sich biegenden Aesten, die scharfriechende Rübe zu ziehen aus dem mürbegewordenen Acker, und den Wagen zu beladen mit Krauthäuptern, der Lieblingsspeise des Winters. Selbst die spate Herbstsaat macht seinen Beschäftigungen nicht ganz ein Ende. Bald zieht er mit seinen muthigen Rossen in den Wald, um Holz zu holen, bald in

die Stadt, um den Vorrath seiner Früchte in baares Geld umzusetzen; bald feiert er mit seinen Verwandten und Nachbarn das Knochenfest der Metzelsuppe und bald wird Frau und Tochter erfreut durch das Blöcken der Kälbchen, womit die Bewohner des warmen Stalles vermehrt worden sind.

Wie wenige Städter können sich bey ihren Arbeiten und Geschäften einer solchen Mannichfaltigkeit und Abwechslung rühmen? Und was für ein Unterschied ist zwischen dem grossen Spielraum des Landmanns gegen den kleinen Kreiß, in welchen der Stadtbewohner größtentheils eingeengt ist! Hunderte der letztern sind Männer worden, und haben die Sonne nicht aufgehen sehen, ausser am Wiederschein des Glanzes am höheren Kirchthurm.

Wenn ich aber hier einige Vorzüge des Landlebens hervorziehe und rühme, so darf man mich deswegen für keinen arkadischen Schäfer halten, der in seiner süssen Schwärmerey leeren

Idealen nachjagt, und darüber das Gute der Wirklichkeit vergißt. Ich kenne die Mühen und Mängel des Landes gar gut; aber ich weiß auch, daß beide weniger gefühlt werden, als man glaubt, und daß sie also dem, der sie tragen muß, erträglicher werden. Ich wünschte dem Landmann nichts, als das, was man ihm so leicht geben könnte — eine bessere Bildung. Darunter verstehe ich aber nicht einen falschen Anstrich von Vielwisserey, eine Verschraubung seines gesunden Menschenverstandes und seiner Naturgefühle, sondern eine solche Bildung seines Verstandes und Herzens, wie sie seiner Lage und seinen Bedürfnissen angemessen ist — nicht mehr und nicht weniger. Ich wünsche ihm diese nicht nur deswegen, weil er als Mensch einer Vervollkommnung fähig und würdig ist, sondern auch hauptsächlich daher, weil er sich dadurch das Angenehme seines Standes noch mehr würzen, und den Mängeln derselbigen mit leichter Mühe abhelfen könnte. Die noch

weitere Verbreitung guter Volksschriften, darunter gehören aber nicht alle, welche den verführerischen Schild der Popularität aushängen, und die hier einen grossen Einfluß habende Mitwürkung vernünftiger Landgeistlichen und Dorfschulmeister, wovon sich schon viele lobenswürdige Muster zur Nachahmung aufstellen lassen, würden hier das Beste thun. Wenn der Landmann diesen ihm zuträglichen und gesunden Grad der Bildung erreichen könnte: so würden ihm bey seinen Arbeiten und Geschäften mancher verkannte Vortheil zuwachsen, weil noch so vieljährige Erfahrungen, wenn sie durch Vernunft geleitet werden, schönere und mehrere Früchte zu tragen pflegen, so wie die Trauben des an einer Mauer gepflanzten Weinstocks durch die aufgehaltenen Strahlen der Sonne früher gereift und süsser gemacht werden. Dann würde er auch in den müssigen Winterabenden weder lange Weile fühlen, noch sie durch Kartenspiel und Trinken zu verjagen suchen; son-

dern, an ein vernünftiges Lesen gewöhnt, würde er in diesen stillen Stunden sich einen nützlichen und angenehmen Selbstunterricht geben können, und auch im Wirthshause als vernünftiger Sprecher lehrreich werden.

Eine Vorrede.

Wie eine Vorrede an diese Stelle herkommt, ist freylich etwas unbegreiflich; aber ich will es bald begreiflicher machen. Ich besuchte vor einigen Tagen einen benachbarten Dorfschulmeister, der ein herzensguter und zugleich sehr vernünftiger Mann ist. Seine Locken sind schon so silberweiß, als die meinigen; doch ist er noch so lebhaft und thätig, als ein Mann von dreyssig Jahren. Wir kamen im Gespräch auf die Dorfprediger, die er überlebt hatte, und da erzählte er mir von einem, der, nach seinem Ausdruck, ein gar kreuzbraver Herr wär, und mit dem er auf dem vertrautesten Fuß gelebt hätte. Ein auszehrendes Fieber machte

seinem Leben frühzeitig ein Ende. Bey seiner Beerdigung flossen die Thränen des ganzen Dorfes; denn er hatte durch sein sanftes Wesen die Herzen der Jungen und Alten an sich gezogen. In dem leeren Hause dieses würdigen Manns, erzählte mir mein alter Freund, habe er, als von seinen Verwandten die Erbschaft geholt worden war, noch einige zurückgebliebene Papiere gefunden, deren Bestimmung er zwar nicht wissen konnte, die sich aber, wie er meinte, ganz gut lesen ließen. Kaum ließ ich mirs merken, daß ich sie sehen möchte, so brachte er mir ein Päckchen aus der Kammer herein. Es waren Handschriften des guten Pfarrers; so weit ich aber bey dem ersten flüchtigen Durchblättern merken konnte, meistens Fragmente, oder flüchtige Entwürfe. Ich nahm sie also mit nach Hause, und da fand ich einige darunter, die ich des Lesens und Abschreibens für werth hielt. Zur Probe theile ich folgenden Aufsatz mit, der den Titel hat:

Eine Vorrede, auf dem Grabe meines lieben Elysäus geschrieben.

Friede sey mit deiner Asche guter Elisäus! — denn hier lassen sie dich endlich gewiß mit Frieden die Kümmernisse und Leiden, die sich zu einem Bund wider dich verschworen hatten, und dich mit Nesseln und Disteln zwischen deine dünnen Beine geisselten, wenn du ruhig deine Straße hinunterschleichen wolltest. Niemand kennet vielleicht den Stein, unter dem du ruhest, als ich und mein Johannes, es müßte denn das gute Mädchen seyn, das wir vor einigen Monaten hier antrafen. Sie pflückte einige von den Veilchen ab, die ich um den bemoosten Stein herumgepflanzt habe. Schüchtern floh sie mit dem Sträußchen davon, da wir uns näherten, und ich konnte ihr nichts als den Seegen nachrufen: der Geist seiner Serena ruhe auf dir!

Ich habe heute diesen Sommerabend — er ist einer von denen, die du deine Lieblingsaben-

de zu nennen pflegtest, nicht vorbeylassen können, ohne ihn durch einen Besuch bey deinem Grabe zu heiligen. Es sind dieses meine liebsten Wallfahrten, und der andächtige Pilgrim, den fromme Einfalt ein bretternes Kreuz nach Jerusalem schleppen half, kann nicht geheiligter und beruhigter von den heiligen Stätten zurückgekommen seyn, als ich von deinem Grabe zurückkehre. In jeder Thräne, die von meiner Wange auf dasselbige hinuntertröpfelt, erblicke ich dein Bild, und mit demselbigen alle deine Leiden und Kümmernisse, und alle deine Sanftmuth und Geduld, mit der du sie auf deinem breitgequetschten Rücken fortgeschleppt hast. Aber ein Blick von deinem Grabe in die Höhe hinauf lehrt mich zugleich, daß mein Elisäus nun an dem einen Orte ruhig, und an dem andern glücklich ist.

Wie sanft würdest du lächeln, die rechte Hand auf deine vorwärts gebeugte Brust legen, um die kleinen Fragmente deiner Lungenblätter

durch dein heischeres Gelächter nicht zu sehr zu erschüttern, wenn du mich mit der Schreibtafel in der Hand hier auf deinem Grabe sitzen, und eine Vorrede zu deinen hinterlassenen Schriften schreiben sähest! — Gewiß du würdest lächeln, und — sonst nichts. Wenn ich wüßte, daß dein Schatten, der jetzt vielleicht an der Hand meines Schutzgeistes mich umschwebt, damit nur im geringsten unzufrieden wäre: so wollte ich diese angefangene Vorrede mit Thränen gern wieder von der Tafel weglöschen, deine hinterlassenen Papiere als ein Versöhnungsopfer auf deinem Grabe anzünden, und die Asche derselben zu deiner Asche hinein graben. Aber der Schatten meines Elysäus kann so wenig zürnen, als das sanfte Veilchen den verwunden kann, der es abpflückt.

Du warst zwar so wenig, als ein Mensch unter der Sonne, von dem Fieber der Autorsucht angesteckt. Du sagtest mir oft, wenn ein

jeder Mensch, dem Gott nur ein mittelmässiges Maas vom gesunden Menschenverstande gegeben hat, Schriftsteller über sich selbst und für sich selbst würde, so könnte ein grosser Theil unserer Bibliotheken entbehrlich werden. Auch in diesem Stücke hattest du Recht, lieber Elysäus! — Der gesunde Menschenverstand, das kleine Lämpchen der Wahrheit in ihrem engbegränzten Gebiete, (ich rede nicht von jenen ungeheuren Steppen und Sandwüsten, welche unsere gelehrten Müssiggänger und transscendentalen Geisterseher dazu rechnen wollen, und in Ermangelung würklicher Gegenstände mit Hirngespinsten oder Ungeheuern bevölkert haben) ja selbst Menschenliebe, Tugend und Religion würde wenig dabey einbüssen, oder vielmehr gewinnen, wenn der Meßkatalog, der, wie ein Wassersüchtiger, von Messe zu Messe mehr anschwillt, wieder zu der natürlichen Größe eines gesunden, festen und nervigten Bogens zusammenschrumpfte.

Daß du Schriftsteller über dich selbst und für dich selbst worden bist, deswegen wird dich keine Seele tadeln. Ob ich mir aber durch die Bekanntmachung deiner geheimen Schriftstelle-rey keinen Vorwurf zuziehe? Das ist eine andere Frage. Wenn es Tändeleyen, wodurch kein Mensch besser, oder antiquarische Mikrologien, wodurch kein Kopf aufgeklärter, oder Weisheitsträume, wodurch keine Seele klüger wird, gewesen wären, so betheure ich es hier auf deinem Grabe, daß sie von deinem Johannes gewiß unberührt, und von dem Publikum, sey es auch so klein, als es will, ungelesen geblieben wären.

Allein deine Papiere werden doch vielleicht für manchen Menschen, der einen schlichten Verstand, und ein gutes Herz hat, nicht ganz uninteressant seyn. Sie enthalten einen guten Theil deiner nicht alltäglichen Geschichte, deiner Leiden und Freuden, deiner Grundsätze und Gesinnungen. Ich habe daraus viel Gutes ge-

lernt. Worum sollte nicht auch hie und da eine gute Seele anzutreffen seyn, die beym Lesen deiner Schriften ihr Herz wärmer werden fühlte, sich einen Theil deiner menschenfreundlichen Gesinnung eigen machte, und, wenn sie das Buch weggelegt und eine Thräne aus dem Auge gewischt hat, ausriefe: was für ein guter Mensch war nicht dieser Elisäus!

Und der warst du auch. Du hattest ein weiches und offenes Herz, dem auch die kleinste Freude willkommen war. Du warst so sanftmüthig, als es nur immer Yoriks Lorenzo hat seyn können. Mit Leiden und Kümmernissen warst du so gut bekannt, als eine Mutter mit ihren Kindern, und du lächeltest auch oft, wie eine gute, geplagte Mutter, wenn sie sich an deine Brust hiengen, und dir das beste Blut von dem Herzen wegsaugten. Ich bin nicht gesonnen, dir eine Lobrede auf deinem Grabe zu halten; denn bey uns ist es ja gewöhnlich, daß schwache Zungen dem Nichtswürdigen, so

wie dem Rechtschaffenen, eine nach Standesgebühr zugeschnittene und bezahlte Lobrede in das Grab nachlallen. Ich wollte nur einige Züge von deinem Charakter hinwerfen, um mich vor den Augen des Publiknms zu rechtfertigen; denn die pragmatische Geschichte eines guten und geprüften Mannes, der ganz unbemerkt durch die Welt hinschliech, ist oft lehrreicher, als das Leben eines Despoten, vor dem Nationen zitterten.

Nun muß ich doch auch den Lesern sagen, auf was für eine Art ich zu dem Besitze der hinterlassenen Papiere meines Elisäus gekommen bin. Daß er mein Freund, mein Busenfreund war, habe ich schon gesagt. Wenn ich ihn und mich gerne zum Sprichwort wollte machen lassen, so hätte ich wohl Lust, die Dichter zu ersuchen, inskünftige statt des Orestes und Pylades, Davids und Jonathans, den Elisäus und Johannes zu nennen. Es mögen ungefähr 20 Frühlinge verflossen seyn, seit wir

einander kannten. Mir kommt es freilich immer so vor, als wären es nur zwanzig schöne Sommerabende gewesen, so lieb hatten wir einander, so hieng Seel an Seele. Die Abende der Sommerhälfte des Jahrs brachte ich bey ihm in seinem Gärtchen zu; und die Abende der Winterhälfte war er mein Gast; denn — es sey nicht zu seiner Schande gesagt — eine warme Stube gehörte bey ihm zu denjenigen Bedürfnissen, die seine magere Börse nicht immer bestreiten konnte.

"Also war ihr Elisäus ein so armer Teufel, ein so" — Ja, dieß war er, und, dem Himmel sey es geklagt, daß wir in einer Welt leben, wo man arm und der rechtschanste Mann zugleich seyn kann, es oft zugleich seyn muß. Wenn Elisäus blos das Geschöpf meiner Einbildungskraft, ein Romanenheld, wäre: so könnte ich ihn freilich so reich als Grandison und andere englische Krösus machen. Vielleicht würde er dadurch einem Theile des Publikums, das die

Verdienste eines Mannes bald nach der Peripherie seines Bauches, bald nach der Architektonik seiner Perüke, bald nach der ererbten, erwucherten oder erstohlnen Summe seines Vermögens abmißt, ein interessanterer Mann werden, als jetzt, da ich ihn nicht reicher und nicht ärmer machen kann, als er wirklich war, nemlich gerade so reich, daß er nicht verhungerte. — Allein für solche Verdienstmesser, wenn sie auch, welches ich aber zur Ehre meines Geschlechtes nicht hoffe, einen großen Theil des Publikums ausmachen sollten, gebe ich ja die Schriften meines Elisäus nicht heraus.

Doch ich will diese Protestation bey Seite legen; denn wenn ich gegen diese Gattung von Menschen noch länger protestiren wollte, so würde mir endlich die Galle zu hoch aufkochen, und dadurch würde ich bey dem Schatten meines Elisäus eine schlechte Ehre einlegen. Wie oft bestrafte er mich mit einem lehrreichen Lächeln, wenn ich gegen Bosheiten, Ungerechtig-

keiten oder Pinseleyen des Menschengeschlechtes mit geballter Faust zu Felde ziehen wollte! "Lasse sie ihre Straße ziehen, sagte er, wir machen sie doch nicht besser und klüger! Sie meinen es auch nicht immer so böse, als wir es glauben. Manchmal wollen sie uns nur ein Schnippchen an die Nase geben, und das wird oft freilich so unsanft, daß wir darüber mit blutigem Gesicht zu Boden stürzen."

Wenn ich einmal im Ausschweifen bin, so kann ich nicht so leicht wieder einlenken. Ein Fehler, den ich mit allen Leuten, die auf etwas langen Steckenpferden reuten, gemein habe. Ich werde es mit genauer Noth lenken können; es ist also besser, ich setze über den Graben, als daß ich mit unrechtmässigen Verzerrungen rücklings die Brücke suche, über die ich hergekommen bin.

Nun sind wir also wieder da.

Elisäus schleppte schon seit einigen Jahren einen schwindsüchtigen und ausgemergelten Kör-

per mit sich herum. Er hatte sonst eine ziemlich gesunde Natur; aber Serena, Serena hat ein Herz und seine Gesundheit mit sich hinunter in das Grab genommen, und ließ ihm dafür die Sehnsucht zurück, die ihm das Blut tropfenweise vom Herzen wegsaugte. Er hätte es gewiß nicht so lange gedauert, wenn ihm nicht sein nach den strengsten Vorschriften der Diätetik zugeschnittener Beutel die genaueste Beobachtung der Mäßigkeit vorgeschrieben hätte. Vor ungefähr 9 Monaten, da die Blätter der Bäume falb wurden, und an der wohlthätigen Kelter die Freude ihre kleinen hölzernen Becher, die Wollust aber ihre kaum zu umspannenden Pokale füllte, mit einem Wort, im vergangenen Herbst wurde mein Elisäus auf einmal so matt, daß er mir selbst mit einem heitern Gesichte die Annäherung seines Todes verkündigte. Er war kaum mehr im Stande, in sein Gärtchen hinauszuschleichen, um mir von den Zwergbäumen, die er selbst gepflanzt

und gewartet hatte, einige Birnen und Aepfel abzupflücken, und die schnelle Abnahme seiner Kräfte erlaubte ihm nicht mehr, des Abends seinen gewöhnlichen Spaziergang auf die benachbarten Hügel zu machen, und daselbst die Sonne am Horizonte hinunter sinken zu sehen, und dann einige Hymnen zum Lobe dessen, der die Sonne und uns gemacht hat, zu singen. Ich bemerkte diese schnelle Veränderung in seiner Maschine, und wollte ihm einen Arzt rufen lassen; allein er sagte: "Hör', lieber Johannes, eigensinnig bin ich niemals gewesen, und der Doktor bleibt mir allezeit ein ehrenvoller Mann, wenn er nicht mehr, als die Natur selbst seyn will. Aber für die Desorganisation, die jetzt in meiner Körpermaschine vorgeht, hat die Natur kein Kraut wachsen lassen. Bis in 8 Tagen bin ich bey meiner Serena." — Bey diesen letzten Worten faltete er zitternd seine Hände zusammen, sah' mit einem Seufzer gen Himmel, und dann wieder mit einem

sanften Lächeln auf mich herunter, das mir Thränen entlockte. Der übrige Theil dieses Abends wurde mit einer Unterredung zugebracht, die für mich eben so lehrreich und rührend war, als die letzten Stunden des weisen Sokrates für seinen Phädon gewesen sind.

Nach ein paar Tagen erlaubten es mir meine Geschäfte, einen ganzen Tag bey meinem Elisäus zuzubringen. Er war bereits auf das äußerste entkräftet, aber sein Geist war so heiter, wie der schönste Sommerabend. Zu Mittag ließ ich mein Essen und eine Flasche Wein bringen. Er versuchte einige Bissen zu genießen; aber es war nicht möglich; die Muskeln seiner Kehle waren schon abgespannt. Er verlangte einen Becher Wein. Es war ein ächtes, deutsches Gewächs vom Rheinstrom. Ich füllte ihm sein knotigtes Becherchen, das er mit mir so oft vergnügt und froh ausgeleert hatte, und reichte es ihm hin. Er zog seine Mütze ab, faßte den Becher zwischen seine

matten Hände, hob ihn etwas in die Höhe, und sagte: "habe noch einmal Dank, du guter Gott, für jedes süße Freudentröpfchen, das du auf meine trockene Zunge hast herunter fallen lassen, wenn ich in dem heissen Sand des Kummers herumwaden mußte — für jeden schattigten Baum, in dessen Schatten ich ausruhen konnte, wenn mich die Sorgen Berg an und Berg ab gejagt hatten — für jedes Quintchen Geduld, das mich, wenn ich ermatten wollte, wieder stärkte — für jeden menschenfreundlichen Gedanken, für jede kleine gute That und — hier flossen ihm einige Thränen über die Wangen — für das Herz meiner Serena!" Er konnte nicht weiter reden, sah' in die Höhe, und leerte den Becher rein aus. Ach, es war der letzte! Er genoß ihn mit Danksagung; und Gott verschmähte dieses letzte Opfer gewiß nicht.

Gegen Abend kam ihm das Reden schon sehr hart an. Ich mußte ihm ein paar Nächte aus Young und den zwölften Gesang der Messiade

vorlesen. Es überfiel ihn ein Schlummer. Nach einer Viertelstunde erwachte er wieder. "Johannes, sagte er mit leiser Stimme, du bist der Erbe von meinem Pulte. Geld und Kostbarkeiten wirst du darinnen nicht finden, aber einige Papiere, die du vielleicht brauchen kannst. Der übrige Plunder, es ist nicht viel, gehört dem kleinen Jakob; (dieß war ein armer Junge, der ihn für den Unterricht im Lesen und Schreiben, zuweilen aufwartete) Gott seegne ihn! — Wie? — Ists denn schon Nacht? — Gott!" — Sein Blick brach und er starb.

Was weht mir so sanft durchs Haar? Es war mehr, als ein Abendlüftchen. Wie sanft es an meinen Wangen streichelt, und mir keinen zitternden, sondern wohlthätigen Schauder über den Leib gießt! — Ja, das bist du, Geist meines Elisäus; ich fühle dein Schweben. Es ist ein Zeichen deiner Zufriedenheit. — Schwebe doch auch so sanft, so süßschauerlich um den gefühlvollen Jüngling, um das sanfte unschul=

dige Mädchen, wenn sie einst deine Schriften in der stillen, einsamen Laube lesen, und werde ihr Schutzgeist!"

So weit die Vorrede; aber von den Schriften habe ich nichts gefunden. Bey dem nächsten Besuche, den ich dem braven Schulmeister machte, wurden die genauesten Nachforschungen angestellt; allein wir konnten nichts entdecken. Wie sich die Schriften des Elisäus von dieser Vorrede verirrt hatten — oder ob die Vorrede nur der Vorläufer ihrer Existenz gewesen ist — wer der Elisäus war? Diese Fragen sind so wenig zu beantworten, als die Quadratur des Zirkels zu finden. Nach dem in der Vorrede herrschenden Kolorit scheint sie mir vor ein paar Jahrzehenden geschrieben zu seyn.

Der Spatherbst.

Schon in meiner Jugend bin ich ein grosser Freund von dem Herbste gewesen, so unfreundlich ihn auch manche Leute, welchen alles, was nicht rosenfarb ist und wie eine Grazie aussieht, in ihren verwöhnten Augen wehe thut, mit männlichem Ernste heranschreiten sehen. Jetzt, da ich als Greis auf mehr, als eine Art, mit ihm verwandt bin, hat er meine Freundschaft noch mehr gewonnen.

Wenn mein Auge über die Herbstflur hinsieht, so bietet sich ihm ein abwechslender und angenehmer Anblick dar. Hier liegt ein graues Stoppelfeld so ehrwürdig da, wie das Grabmal eines verdienstvollen Mannes, dem der Redliche gern seine Ruhe gönnt; denn die Erndte seiner Verdienste hat eine gute Ausbeute gegeben. Dort lacht eine neue hervorkeimende

Saat, deren lebhaftes Grün durch den ernsten Schatten, der über das Ganze verbreitet ist, noch mehr erhöht wird. Sie scheint durch ihre Unwissenheit, daß nach einigen Wochen Kälte und Schnee schwer auf ihr liegen wird, glücklich zu seyn. Das wahre Bild der aufsprossenden Jugend, die glücklich ist, und froh ihre noch wolkenlose Tage verhüpft, ohne zu wissen und zu fürchten, daß für ihre Schultern eine drückende Last von Sorgen zubereitet ist.

Wie anziehend ist nicht für das Auge die Aussicht auf jene waldigten Berge, deren Laub die rauhern Herbstwinde bereits falb und röthlicht gefärbt haben! Eine so künstliche und geschmackvolle Schattirung, welche der geschickteste Mahler mit allem seinem Vorrath von Farben dem grossen, einfachen Pinsel der Natur nicht würde nachmachen können! Wenn das Gleichniß würdiger wäre, so wollte ich sagen: die Natur stirbt, wie ein römischer Fechter, der

so fiel, daß der Anblick seiner sterbenden Lage keinen Abscheu oder Entsetzen erregte.

Wie wahr sind nicht folgende Herbstzüge des Malers Thomson! "Jetzt raschelt unaufhörlich das Laub im traurigen Haine nieder, bringt öfters die, welche in Gedanken herum schleichen, zum Stutzen, und zirkelt langsam in wehender Luft. Wenn aber ein schnellerer Nord durch die Zweige rauscht, dann überströmt eine Blätterfluth die Aussicht, bis endlich die Waldwege vollgehäuft und von dem schauerhaften Regen zugedeckt sind, und bey jedem entstehenden Winde die dürren Blätter sich weiter wälzen und entfärbet rauschen."

Es ist mir ein ehrwürdiger Anblick, wenn graue Nebel um die Häupter der Berge wallen. Wenn ich dann Ossians Gedichte in die Hand nehme, lese und herumschaue, so wird mir's, als wenn ich einer der Gefährten Fingals wäre, Trauerharpfen in den Bergen tönen hörte, und unter Helden und Geistern der Helden herum-

wandelte. Man muß nicht lauter lachende Scenen um sich her haben, wenn die Gefühle erwachen, wenn es dem Geiste wohl seyn soll. Wenn die Saiten des Herzens auf einen gewissen Ton gestimmt sind, so schlagen sie oft weit eher im Einklang an, wenn das Auge die Natur in einem feierlichen Ernste erblickt. Ich sehe zuweilen den Mond lieber, wenn er ganz bleich zwischen dem Schleier der Wolken kaum sichtbar durchblickt, als wenn er in seinem reinsten Glanze an dem blauen Aether dahin schwimmt.

Mancher gibt dem Herbst nur deswegen vor den andern Jahrszeiten den Vorzug, weil er im Herbst seinen verwöhnten Geschmack mit manchem Vergnügen sättigen kann, das ihm weder der Frühling, noch der Sommer in einer solchen Vollkommenheit gewähren kann. Die Seele des Jägers, die lange schlummerte, scheint jetzt gleichsam wieder zu erwachen, um Heldenthaten ge-

gen furchtsame Haasen und fliehende Rehe auszuführen. Ich weiß wohl, daß nicht alle Liebhaber der Jagd sich diese Beschäftigung oder diesen mühseeligen Zeitvertreib aus blutdürstiger Grausamkeit wählen. Zerstreuung, Hang, sich doch auch für etwas zu interessiren, und nicht selten auch Untüchtigkeit, sich mit etwas bessern beschäftigen zu können, kostet manchem armen Haasen das Leben. Wenn unser Nachbar, der gute Junker Wilibald, im Stande wäre, die Landesgesetze zu verstehen und anzuwenden, so würde er in einem Regierungsdepartement, und nicht auf seinem angestammten alten Schlosse sitzen, und ein Schrecken des geflügelten und des vierfüssigten Wildes seyn.

Ich will nicht meine, sondern des schon oben angeführten englischen Dichters Gedanken von der Jagd hersetzen. Vielleicht haben sie in einer andern Rücksicht doch ihren Nutzen, wenn sie auch gleich keinem Reh' oder Haasen das Leben fristen sollten.

"Die Raubthiere, welche durch die Noth gedrungen in der finstern Nacht umhergeschweifst sind, ziehen sich beym Anbruch des Tages in ihre Hölen zurück, gleichsam als wenn das Bewußtseyn ihrer Räuberey sie beschämt und lichtscheu machte. Nur der tyrannische Mensch denkt anders, läßt sich von einer gedankenlosen Herrschsucht entflammen, übertrift an toller Wuth das ärgste Raubthier, das jemals die Wüste durchbrüllte, und läuft zum Spas der grausamen Jagd nach, wenn auch der Tag noch so freundlich und heiter vom Himmel lacht. Werft uns immer, ihr fleischfressenden Thiere, unsere ungezähmete Wuth vor! Euch entflammet der Hunger und die Noth, die keine Gesetze kennt; aber verschwenderisch gesättiget, und in der Fülle der Natur sich herumwälzend, da noch sich über Beängstigungen der lebendigen Natur zu freuen und über fließendes Blut zu lachen, das ist euren Herzen unbekannt. — Armseelig ist der Triumph über den furchtsa-

men Haasen, der in einsame Gebüsche sich flüchtet. Seine größte Behutsamkeit ist umsonst. Ob er gleich versteckt mit eingelegten Löffeln sitzt, mit schlaflosen Augen, welche die Natur, um den Horizont zu übersehen, erhöht hat, und den Kopf eng zwischen seine pelzigten Läufe gesenkt, im Begriff wegzuspringen. Er springt mit Entsetzen empor, und die Jagd geräth auf einmal in volle Flammen. Die laute Kuppel, das schmetternde Horn, das wiehernde Roß, auf die Jagd erpicht, und des lauten Jägers Ruff, sind über ein schwaches, unschädliches, fliehendes Geschöpf ganz im Tumult und in mißhelliger Freude untereinander gemischt." —

Es ist wahr, ich höre jetzt bey meinem Spaziergängen im Walde nicht mehr den Gesang der Graßmücke und der Droschel, und die ganze Musik des Waldes ist verstimmt, bis auf das kreischende Geschrey des Hehers und das Gezwitschere der an niedrigen Zweigen der Ge=

büsche gaucklenden Schwanzmeise. Die seltenen Gäste, welche sich hie und da sehen lassen, sind wandernde Zugvögel, die einem milderen Klima zueilen, um der Strenge des nordischen Winters zu entfliehen. Auch in diesen traurigscheinenden Vorbereitungen bewundere ich die Weisheit der Natur, die auch für ihre gefiederten Kinder, als eine gute Mutter gesorgt hat. Der harte Sperling, der unter den schützenden Dächern wohnt, und die gegen Hunger und Kälte abgestählte Krähe bleiben zurück; denn sie finden auch, wenn Schnee die Erde verhüllt hat, ihr kärgliches Futter. Aber den zärtlicheren Sängern des Waldes, denen sie ihre Tafel mit mannichfaltigen Insekten besetzt, gab sie ein Vorgefühl von der Aufhebung dieser Tafel im Winter, und nöthigte sie dadurch, eine Reise in unbekannte, aber gastfreundschaftlichere Länder anzutreten. Ich will ihre angenehme Gesellschaft gern einige Monate entbehren; sie sind ja keine treulosen Freunde, die

uns auf immer den Rücken zukehren. Sie kommen wieder, sobald der Lebenshauch des Frühlings die erstarrte Luft zu erwärmen anfängt, und erneuern ihre harmonischen Gesänge. Die lange Entbehrung macht uns dann diese Lieder desto süsser, und in meinem Herzen wenigstens regt sich allezeit ein unbeschreibliches Frohgefühl, wenn ich die erste steigende Lerche singen höre.

Gönnet doch der Natur ihre Ruhe! Das Kleid, das sie jetzt trägt, ist kein Sterbkittel, sondern nur ein bequemer Schlafrock. Soll sie denn immer in ihren schönsten Putzkleidern prangen? Sie würden, wenn sie gar nicht abgelegt würden, ihr und euch zur Last werden. Wenn der fleißige und verdienstvolle Geschäftsmann des Tages Last und Hitze getragen hat, so sehnt er sich auch nach der ruhigen Abendstunde, in welcher er seine Amtskleider von sich werfen, und sich in den anspruchlosen, aber doch bequemen Schlafrock einhüllen kann. Nun ist auch

der Abend für die müde Natur gekommen; sie hat auch ihre Amtskleider von sich geworfen; und sie ist mir noch immer ehrwürdig, so wie auch der verdienstvolle Mann — im Bettwämmschen.

Ihre Ruhe ist auch Ruhe für die Menschen. Soll denn der Landmann in den längern Abenden die Kräfte nicht wieder sammeln, die er der Arbeitsamkeit und der Hitze des Sommers aufgeopfert hat. Er ist deswegen auch jetzt kein Müssiggänger. Beym Tage sehe ich ihn ja noch auf seinen Acker hinter dem Pfluge hinausziehen, und die Wintersaat bestellen, oder ich höre ihn in dem nahen Wald Holz fällen; in der Nacht aber schallt die taktmässige Musik der Drescher zu mir herauf, die mich oft, ehe der Tag graut, aus dem Schlafe weckt. Ihre Hände sind schon zur Arbeit ausgestreckt, wenn privilegirte Müssiggänger der Stadt noch schlaflos nach dem dampfenden

Punschbecher, oder am Spieltisch nach dem gewonnenen Setleva langen.

Diesen Herren macht freilich der Herbst, als Vorbote des Winters, keinen Kummer; denn dieß ist ja ihre festliche Jahrszeit. Da wiederhallen die Säle von der Musik der Concerte, da opfert man die langen Nächte hindurch auf Bällen und Redouten der Freude, die aber ebenfalls, wie die Herren und Damen selbst, maskirt ist, und, wie ihr einige nachsagen wollen, auch unter der Maske sehr geschminkt, von einer unangenehmen Gestalt, und noch über dieses von einen gar schlimmen Charakter seyn soll.

Fortsetzung der Luftreise.

Dießmal gieng sie um einige Stationen weiter; denn ich habe es endlich doch über das Herz gebracht, die Stadt wieder zu besuchen. Ob ich gleich so viele Jahre in derselbigen verlebt

hatte, so kam mir doch alles, wo ich nur hinsahe, so fremd vor, daß ich mich Anfangs verirrt zu haben glaubte, und nicht in meine deutsche Vaterstadt, sondern in ein entferntes Ausland gekommen zu seyn glaubte. In jeder Strasse begegneten mir Gestalten, deren Umrisse mir ganz neu und ungewöhnlich waren. Einige Figuren würde ich wegen der glattgeschornen Köpfe für Chineser gehalten haben, wenn ein Zöpfchen am Hinterhaupte sichtbar gewesen wäre. Ich kam also auf den Gedanken, daß sie ihre Parücken müßten verlohren, oder aufzusetzen vergessen haben, bis ich hörte, daß dieß die neueste Mode wäre. Es war mir auch an diesen und andern der viereckigte Zuschnitt der sackförmigen Röcke auffallend, der meinen doch noch etwas an Eurythmie gewöhnten Augen eben so unangenehm war, als die ausgesteiften, vielfaltigten, pleonastischen Rockschösse der Alten. Noch sonderbarer benahm ich mich bey dem Anblick der weiblichen Gestal-

ten; denn ich sah' da den Geist der verschiedensten Zeiten und Nationen wunderbar durcheinander gemischt. Bald sah' ich das griechische Kostum vor meinen Augen vorbeywandeln — fliegende Haare und hochgeschürzte Gewänder; aber doch dabey mit Schnörckeleyen verwebt, die in einem kältern Klima gewachsen sind. Zu gleicher Zeit stieß ich wieder auf andere Figuren, die ganz das Gegenbild der Deutsch-Griechinnen waren, und daher wunderlich kontrastirten.

Da meine Ankunft in der Stadt auf einen Sonntag fiel, so sah' ich eine Menge Volks einigen Tempeln zuwallen. Ich freute mich darüber, weil ich es für ein gutes Zeichen von der noch herrschenden Achtung gegen die Religion hielt. Ich bemerkte aber bald, daß die meisten nur hingiengen, um zu sehen und gesehen zu werden, und ein alter Bekannter sagte mir nachher, daß es zur Mode des Tages gehöre, den Frühgottesdienst zu besuchen. Das

kam mir schon wunderlich vor, daß der Platz vor der Kirche so voll Menschen stand, da doch der Gesang in der Kirche schon lange angestimmt worden war. Es befremdete mich um so vielmehr, da ich wußte, daß ein neues Gesangbuch eingeführt worden war, aus welchem diejenigen Lieder, welche den vernünftigen Christen den gottesdienstlichen Gesang oft zum Aergerniß und Eckel gemacht hatten, größtentheils verbannt worden. Dieses Dastehen und Geschnatter brachte mich auf die Vermuthung, mit was für Herzen und Absichten ein grosser Theil der Christen zur Kirche wallfahrte.

Ich wunderte mich auch nicht wenig, da ich nach Tisch in den Strassen alles in der lebhaftesten Bewegung sah, indem alles zu Fuß und in Wagen und Wägelchen den Thoren zueilte; denn vor Zeiten herrschte um diese Zeit eine feierliche Stille, welche nur hie und da durch eine Hausorgel, und durch das laute, pathetische Predigtlesen eines Hausvaters unterbro-

chen wurde. Meine Verwunderung war nicht gering, da man mir sagte, daß jetzt überall vor den Thoren Tanzmusik erschalle, und ich hörte bald selbst in verschiedenen Winkeln der Stadt das Gequicke und Geknarre der Bierfiedler.

Daß eine grosse Veränderung in dieser Stadt vorgegangen war, das fiel so hell, wie ein Blitz, in die Augen. Was aber die Ursache dieser Umwandlung gewesen sey, das ließ sich so leicht nicht errathen. Der natürlichste Gedanke wäre dieser, daß der Wohlstand des Ganzen und der einzelnen Glieder der Gesellschaft zu einem hohen Grad emporgestiegen sey; aber Leute, die es wissen und verstehen konnten, versicherten mich gerade das Gegentheil. Der Staat selbst soll so erschöpft seyn und sich in so bußwürdigen Umständen befinden, daß er seine alten Ehrengeräthschaften verkaufen muß, um nur schmachtenden Wittwen und Waisen etwas von den Jahre lang rückständigen Zinsen bezah-

len zu können. Den Wohlstand einzelner Bürger, welche theils auf eine gerechte, theils ungerechte Art, theils durch unermüdete Thätigkeit, theils durch Wuchergeist, die sich ihnen angebotene oder gemachte Gelegenheit benützten, um sich zu bereichern, wollte man nicht in Zweifel ziehen. Man versicherte mir auch, daß nicht alles Gold sey, was gleisse, sondern daß mancher in einem lakirten Wagen daher rolle, welcher nach einigen Jahren ganz demüthig vor den Häusern seiner betrogenen Gläubiger einher schleichen werde. Die Menge der Bettler von allen Arten gab mir auch einen traurigen Beweis, daß Armuth und Elend hier weit um sich gegriffen haben müsse. Ist die Anzahl der Bettler, welche die Noth gezwungen hat, nach Ablegung der natürlichen Schaam, öffentlich ein verächtliches Handwerk zu treiben, groß, wie groß wird nicht erst die Zahl der pauvres honteuses seyn, die lieber in dem Kampfe mit dem Elend unterliegen, als sich der unverdien-

ten Schande und Verachtung ihrer Mitbürger öffentlich Preiß geben?

Nach diesen Wahrnehmungen fieng ich an, es sehr zu bereuen, daß ich eine Reise in die Stadt gemacht hatte. Ich sahe so viele Scenen vor meinen Augen, die meinen Geist verwirrten und mir schwer auf das Herz fielen. Die Wirklichkeit, die ich um mich her sahe, wurde mir also theils lästig, theils eckelhaft. Ich fand es also für gut, mich wieder in mein Luftgespann zu setzen, und mich hinauf in das Reich der idealischen Möglichkeiten zu schwingen. Von Herzen gern wäre ich unten auf der Erde geblieben, wenn ich nur die entfernteste Hofnung vor mir gesehen hätte, eine Verbesserung, sollte es auch nur ein Flickwerk gewesen seyn, bewirken zu können.

Mit der peinlichsten Unentschlossenheit irrte ich aber auch dort oben unter den idealischen Möglichkeiten herum. Sie gefielen mir zwar alle, und doch, wenn ich sie ein bischen ge-

nauer musterte, so gefiel mir wieder keine: denn ich sah' bey einer jeden, die ich wählen wollte, die unübersteigliche Schwierigkeit vor mir aufgethürmt, wie ich die Wirklichkeit aus dem Weg räumen sollte, um der Existenz des Ideals ein Plätzchen zu verschaffen. Wäre ich auch ein größerer Zauberer, als Merlin, gewesen, so hätte ich doch nicht daran denken dürfen, Möglichkeiten zu realisiren, das war nur ein Werk der französischen Jacobiner und ihrer Affiliirten. Dazu braucht man aber Guillotinen, Nojaden und Kartetschen, vor welchen Zaubermitteln mich Gott in Gnaden bewahren wolle!

Nach reifer Ueberlegung hielt ich es also fürs Beste, der jetzigen Generation ihr Wesen noch eine Weile forttreiben zu lassen, weil es von der traurigen Apfelnäscherey an immer das Loos der Sterblichen war, lieber auf den sumpfigten Wiesen der Sinnlichkeit nach bunten Schmetterlingen zu haschen, als in platonischen

Gärten goldene Früchte der Weisheit und der Wahrheit abzupflücken. Lasse sie immerhin waden, und mit unter auch einige stecken bleiben; sie finden doch ein Wohlbehagen daran, und wähnen sich glücklich, wenn sie sich nur des Besitzes solcher buntgeflügelten Dingerchen rühmen können! Wenn nur diese armen Kinder den vernünftigen Mann nicht nöthigen wollen, von der festen Strasse des Rechts und der Wahrheit zu ihnen hinabzusteigen, und auch mit ihnen auf einem so unsichern Terrain der Schmetterlingsjagd beyzuwohnen. Mögen sie immerhin ein grinsendes Hohngelächter aufschlagen, oder die Zähne blöcken — was hat sich der ehrliche Mann darum zu bekümmern! Wenn ich bedenke, daß die Ausgelassenheit der Kinder durch die Zeit endlich doch gemässiget, ja sogar manchmal durch warnende Erfahrungen, freilich oft zu spät, in Weisheit umgeschaffen wird; so bin ich bereitwillig, gegen dieses Unwesen die billigste Toleranz auszuüben.

daß es in den gegenwärtigen Tagen gar zu weit getrieben wird, daß die auffallendesten Widersprüche daraus entstehen, und daß darüber manches häusliche und öffentliche Glück fast zu Grunde gehet, das kann der gutgesinnte Bürger zwar nicht ohne stille Wehmuth und Kränkung ansehen; allein daran ist hauptsächlich der Geist der Zeit schuld, der mancherley moralische Epidemien über das Land verbreitet, welchen die besten Aerzte vergeblich entgegenarbeiten, weil man sie entweder für milzsüchtige Narren hält, oder selbst für Kranke, die ein anderes Uebel in dem Kopfe herumtragen, zu erklären pflegt. Da es nun aber sehr weise Männer gegeben hat, und vielleicht noch gibt, welche ernstlich behaupten, daß selbst aus Epidemien heilsame Folgen entstehen können: so dürfen wir uns mit der Hofnung trösten, daß auch die gegenwärtige Epidemie mit der Zeit solche Früchte tragen werde. Da die Hofnung in Rücksicht der Gegenwart blind, und

nur in den Nebel der Zukunft hinaus sehen muß: so darf man freilich bey dem Anblick der Unglücklichen und Thoren, die durch diese Epidemie Gesundheit des Geistes und Herzens, — oder ihren ganzen Wohlstand verlohren haben, nicht lange verweilen. Es fällt zwar einer guten Seele der Gedanke hart: sie haben es nicht besser haben wollen! Wenn man aber der Wahrheit getreu bleiben will: so kann man sich desselbigen doch nicht erwehren.

Bey den grossen Verderbnissen, die gegenwärtig in manchen grossen Städten epidemisch geworden sind, gibt es aber doch noch einige Mittel, wodurch sie — wenn auch gleich nicht mit der Wurzel ausgerottet, doch etwas gemildert, und so nach und nach der Acker von dem Unkraut gereiniget werden könnte. Darunter gehört vornehmlich das gute Beyspiel. Einzeln und selten wirken sie nicht viel; denn da werden sie entweder übersehen, oder als wunderliche Eigenheiten nicht geachtet. Wenn

mehrere sich vereinigen, so wird ihre Wirkung verstärkt. Besonders sind Männer und Damen von Ansehen, deren Charakter von keinem Flecken eines bösen Rufs beschmutzt ist, verpflichtet, sich als gute Beyspiele aufzustellen, weil sie einen ausgedehnteren Wirkungskreiß haben. Ein anderes Mittel ist Wachsamkeit über die häußliche Erziehung und über die Geistesbildung in den Lehranstalten. Wird Erziehung und Bildung nicht vernachlässiget, geschieht sie nicht nach der Modeform, die von dem Geiste der Zeiten ebenfalls verkrüppelt und vergiftet worden ist, sind Eltern, Lehrer und Aufseher das, was sie seyn sollen: so müßte es nicht natürlich zugehen, wenn nicht eine bessere Nachwelt folgen sollte. Wenn aber den Eltern ihre Pferde näher an dem Herzen liegen, als ihre Kinder, wenn der Aufseher ein fader Geck ist, der selbst seine Menschenwürde in lächerlich affektirte Tanzschritte und in einen bunten Anzug setzt, oder wenn der Lehrer ein geschmack-

loser Idiot ist, oder, selbst angesteckt von den Phantastereyen der Zeit, seinen Schülern die Köpfe verrückt; dann sieht es mit dem künftigen Nachwuchs nicht hoffnungsvoll aus. Vielleicht werden die Gesetzgeber der Staaten es bald für nöthig finden, ihre Gesetzgebung auch auf diese gesellschaftlichen Uebel nicht nur auszudehnen, sondern auch mit Ernst über die Beobachtung derselbigen zu wachen. Freilich würde man da sogleich über gekränkte Menschenrechte und über despotisch unterdrückte Freyheit schreyen. Gehört es denn aber wohl unter die Rechte eines vernünftigen Menschen, sich ungehindert in einen Brunnen stürzen zu dürfen? Und verdient derjenige den Namen eines Despoten, der den Wahnsinnigen beym Arm ergreift und zurück zieht? Gesetze sind nicht für Wahnsinnige, sondern für vernünftige Bürger gemacht.

Die grosse Welt.

Man spricht so viel von der grossen Welt, und ist nicht selten so stolz darauf, wenn man ein Paar Blicke in diesen erleuchteten Raritätenkasten hineingeworfen hat, daß man glauben sollte, man habe nun seinen Geist den Genuß der höchsten Vollkommenheit verschaft, und man habe sich nun durch diese Blicke in den Besitz alles desjenigen gesetzt, was Menschenwerth erhöhen, und zu allem, was groß und gut ist, fähig machen kann. Es ist wahr, in den Ohren klingts gut, wenn man von einem Manne sagt: er hat Welt! er hat die große Welt gesehen! Weil aber die Menschen einmal gewohnt sind, sich der Worte, wie der Assignaten, zu bedienen, und mit denselbigen, wenn sie einmal gang und gäbe sind, andere zu bezahlen und sich bezahlen zu lassen, ohne sich

weiter viel um ihren innerlichen Werth zu bekümmern: so kann es wohl nicht schaden, wenn man bisweilen solche papierne Worte etwas näher untersucht und auf die Probe setzt.

Große Welt — was heißt dieß? Die vornehmen, reichen und mächtigen Leute? Oder ein gewisser Standpunkt, wo die thätigen Kräfte des Menschen in einer ausserordentlichen Anstrengung sind und zusammenlaufen? Oder diejenigen Menschen, welche vor andern beschäftiget sind, durch grosse Bewegungskräfte große Thatsachen und Wirkungen hervorzubringen? Oder ist vielleicht die große Welt etwas ganz Kleines? Wir wollen sehen!

Wenn die vornehmen Leute die grosse Welt sind: so geh' ich zum ersten und besten Savoyarden hin, der mit seinem Kasten am Markte steht, und seh' mir um meinen Kreuzer große Welt genug. Seh' da Herren und Damen, wie sie in schönen bunten und goldenen Kleidern da stehen, mit ihren hölzernen Köpfen einander

freundlich zunicken, nichts durch eigene Selbstkraft thun, sondern alles, was sie sind, von außen sind; die, wenn man ihnen ihre Kleider auszieht, und sie aus dem Kasten und unter dem Vergrösserungsglase wegnimmt, zu unförmlichen Stückchen Holz, oder zu kleinen Strohmännchen werden. — Im Ernste gesprochen! — Was sind die Sitten, die Ceremonien, die Gesellschaften, die Unterhaltungen der vermeintlichen Großen oft anderst, als maschinenmässige Zuckungen, nach einerley Takt und nach einerley Richtung, ohne dabey geäusserte Thätigkeit der in der Seele liegenden Kräfte. — Etiquette soll Weltkenntniß seyn? — So wenig ich den Maler aus dem Geschnörkel der Einfassungen, oder den Dichter aus den Interpunktionen erkennen kann: eben so wenig kann ich die Bewegung und Wirksamkeit der großen menschlichen Kräfte aus dem toden Ceremoniel und dem ewigen Hin- und Herweben kennen lernen. Der Sonnenflug des Adlers ist ein

edler Anblick, und sollte man ihn auch aus dem Gesichte verliehren; aber das ewige Auf- und Niederschweben der kleinen Herbstfliegen ermüdet.

Fragt einen Jüngling, der ausgeflogen ist, um die große Welt zu sehen, bey seiner Zurückkunft, was er denn gesehen? Was er sich für Kenntnisse des Menschen erworben? Was er für die Vervollkommung seines Geistes gethan hat? "O, wird er sagen, ich habe die Gnade gehabt, diesen oder jenen Fürsten den Rock zu küssen — mit der Gräfin von ** Whist zu spielen — ich habe ein Namensfestin, oder eine Illumination gesehen — ich habe" — Im Grunde hat er nichts gesehen; denn wird ihn dieß alles zu einem bessern und edlern Mann, zu einem nützlichern Mann, zu einem wirksameren Rad in der grossen Maschine des Staates oder der Menschheit machen? — Und das meiste, was er gesehen hat, das hätte er auch zu Hause sehen können.

Und so verreisen viel ein Lehn,
Um in ** ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause finden.

Der wahre Mensch ist an allen Orten und in jedem Stande einerley; nur die Formen ändern sich. Wo der Mensch in der größten Thätigkeit zu den größten Wirkungen ist, da ist die größte Welt. Daß aber zu dieser kein Ungeweihter den Zutritt bekommt, ist ja bekannt. Uebrigens glaube ich immer, daß in dem gemeinen bürgerlichen Leben mehr sichtbare Thätigkeit ist, als in den Häusern und Versammlungen der Vornehmen. Wo die meiste Natur ist, da ist auch die reichste Fundgrube für unsere Erkenntniß und Erfahrung. Und die Natur ist immer in Wirkung, und dieß so abwechselnd, daß jeder Blick, der mit einiger Aufmerksamkeit auf sie hingeworfen wird, mit neuen Schätzen der Erfahrung zurückkehrt. Und wo wird man mehr Natur finden: in den abgezirkelten Gesellschaften der Vornehmen, oder in der gewöhnlichen Bürgerklasse, die gerade zu=

geht, und gemeiniglich nur von den Kräften der unverkünstelten Natur in Bewegung gesetzt wird?

Die Erziehung und Bildung der sogenaunten höhern Stände ist meistentheils nicht sowohl Entwicklung der in dem Menschen liegenden natürlichen Kräfte, als vielmehr fremder Zusatz, der oft mit seiner Natur so heterogen ist, als dem Glase die darauf gemahlten bunten Farben. Es mag dieß wohl den Augen mancher schön dünken. Allein, so wie das Glas dadurch eine von seinen wesentlichen Eigenschaften, die Durchsichtigkeit, verliert: so verliert auch der Mensch durch diesen fremden Anstrich manche von seinen natürlichen Eigenschaften, die mit der Durchsichtigkeit des Glases eine große Aehnlichkeit haben. Der falsche Begriff, den man sich von Artigkeit und guten Sitten macht, die doch oft im Grunde nichts anders, als Faseleyen oder erbettelte Gallicismen sind, verursacht, daß man oft jede Aeusserung der Naturkräfte für etwas Unanständiges hält,

daß man, so gut sichs thun läßt, jeder Empfindung eine andere, unnatürliche Richtung gibt, und den Titel des bekannten Drama: Je unnatürlicher, je besser — zu seinem Grundgesetze macht. Wenn man sich nun unter solchen verkünstelten Menschen befindet, und von ihnen das lernen soll, was man zum bürgerlichen Leben nöthig hat; so wird man wohl Karrikaturen zu Lustspielen und Fieldingischen Romanen abzeichnen können; aber wenig Muster, von welchen man sagen könnte: Euch will ich nachfolgen!

Viel willkommner waren mir in dieser Rücksicht die Meisten von denjenigen Menschen, die mir bey jedem Schritte, den ich bey meiner Wanderung durchs Leben that, ungesucht aufstiessen. Haben sie gleich nicht viel Erziehung, so haben sie desto mehr Natur. Weil ihnen meistentheils die Schminke fehlt, so sieht man desto deutlicher den Menschen mit allen seinen Leidenschaften und Urtrieben. Wenn man die-

sen weiter nachspürt, so findet man auch ihre Ursachen und Richtungen, und wenn man dieß alles mit etwas Aufmerksamkeit thut und nur etwas von der Kunst, allgemeine Begriffe und Regeln abzuziehen, versteht; so erwirbt man sich eine Kenntniß des Menschen im eigentlichen Verstande, nicht des geschminkten oder verlarvten Menschen, der in den Augen Anderer das seyn will, was er nicht ist, und das nicht seyn will, was er doch wirklich ist. Hier gilt beynahe eben das, was von den ältern dramatischen Werken gilt, die nach dem alten französischen Leisten zugeschnitten und in Reimen verfaßt sind, und von gewissen neuern Schauspielen, die eine kräftige Prosa reden, und sich nicht so gewissenhaft an die Einheit der Zeit und des Ortes halten *). In jenem sind die Helden und

---

*) Unter den letzten will ich aber nicht Geniewürfe einiger Großgeister verstehen, die sich nicht mit dem Mahlen abgeben mögen, sondern sich desto besser auf das Pinseln verstehen.

Könige artig, galant und komplimentenreich, die immer O! und Ach! ausrufen, und den Lesern oder Zuschauern begreiflich machen wollen, daß sie betrübt oder verliebt sind; in diesen sind es aber ganz ordentliche, natürliche Menschen, gut und böse durcheinander, wie eben die Menschen sind; sie demonstriren ihre Empfindungen nicht, sondern reden so, wie die Menschen in dieser Lage gewöhnlich zu reden pflegen; und wer selbst ihre Natur hat und kennt, der muß auch ihnen gut oder feind seyn, weil sie so oder nicht so, wie er, denken und handeln.

So wie auf dem Theater alles geschminkt ist, oder wie vor Zeiten alles, was etwas seyn wollte, auf Kothurnen einher gieng: so schminkt sich auch noch jetzt ein jeder, der auf der großen Schaubühne der Welt eine bedeutende Rolle spielen will. Auf Kothurnen stolpert ohnehin alles einher; denn wer hätte sich nicht seiner natürlichen Grösse zu schämen, wenn er etwas

seyn will? Das zu scheinen, was man nicht ist, oder das nicht zu scheinen, was man ist, scheint ein Hauptgrundsatz derjenigen Kunst zu seyn, die man in der grossen Welt vorzüglich studirt. Hier das Streben der Kräfte nach Thätigkeit zu unterdrücken, dort den Leidenschaften einen Mantel umzuhängen, damit sie desto sicherer auf den Raub ausgehen können, dort in einer kraftlosen Unthätigkeit stille zu sitzen, um sich desto bequemer von jedem Lüftchen herum wehen zu lassen — dieß sind ungefähr die Muster, nach denen man sich in der grossen Welt modeln kann.

Auch in Rücksicht der schlichten und lobenswürdigen Thätigkeit fand ich mehr Wirksamkeit und Streben der Kräfte unter den gewöhnlichen Menschen, als unter den Großen und Vornehmen. Diese sind schon, so zu sagen, alles, was sie sind, durch ihre Eltern und Vorfahren, und dürfen es also nicht erst werden.

Wie sehr muß nicht aber oft der gemeine Bürger die Kräfte seiner Seele oder seines Leibes anstrengen, um sich eine Stufe höher hinauf zu arbeiten, oder sich und seine Familie in einem etwas behaglicheren Zustand zu versetzen? Man sehe jenen braven Mann an, der in seinem Amte mit tausend Vorurtheilen umgeben ist, der um seine verdienstliche Bestimmung zu erreichen, tausend Hindernisse bekämpfen muß, der, um Recht zu thun, sichs tausendmal muß in die Ohren bellen lassen, daß er nicht recht thue, und man sage, ob nicht bey einem solchen Manne Thatkraft ist? Warum soll es nicht der Mühe werth, nicht von einem grossen Nutzen seyn, den gemeinen Arbeiter, der Weib und Kinder mit seinen zwey, oft schlecht bezahlten Händen zu ernähren hat, zu beobachten, und von ihm zu lernen, wie man Gott vertrauen, fleissig arbeiten und mit wenigen zufrieden seyn kann? Ich wenigsteus hab' oft in der Werkstädte eines solchen Mannes weit mehr Gutes

gelernt, als in den glänzenden Pallästen der Faulheit und des Ueberflusses.

Grosse und vornehme Leute bringen in der Welt nicht immer auch grosse Wirkungen hervor. Oft ist ihr meistes Thun und Wesen ein unveränderlicher Schlendrian, der heute das ist, und morgen das seyn wird, was er gestern gewesen war — hergebrachtes Wesen, das wie das Pflügen immer in gerader Linie fortgeht. Die Gesellschaften, Assembleen und Bälle, auf deren Besuch viele Leute so stolz sind, waren in meinen Augen schlechte Schulen der Weisheit und Klugheit. Da gab ich immer den Dichter recht, der sagt:

Die große Welt! die, dacht' ich, möcht' ich sehen!
Ich sah, und was? Vergoldete Pygmäen,
Mit Kartenblättern in der Hand.
Ich hörte — was? viel tausend Kleinigkeiten,
Viele Scherze, welche nichts bedeuten,
Nebst art'gen Ungezogenheiten —
Mit einem Wort: die große Welt bestand
Fast meistentheils aus kleinen Leuten.

Schutzschrift für das Alter.

So wie die unpartheyische Natur selbst dem strengen Winter nicht alle Reitze entzogen hat, indem er auch in seiner melancholischen Gestalt noch einige angenehme Züge besitzt: so ist auch das Alter nicht so traurig und unglücklich, wie einige wähnen, die mit demselbigen nicht genug bekannt sind. Es ist wahr, die Jugend ist der Frühling des Lebens, und bey allen den Unruhen und bey allem Tumulte kühner Begierden und fehlgeschlagener Hofnungen, versteht sie doch die Kunst, sich tausend kleine Freuden herzuzaubern, die, wenn sie es auch nicht sind, wenigstens dafür genossen werden.

Man darf aber bey dem allen das Alter doch nicht mit so vielen und ungerechten Vorwürfen überhäufen, als man zu thun pflegt. Es kann seyn, daß es mürrische Greise gibt, die nicht

nur selbst gegen jede unschuldige Freude unempfindlich sind, sondern wohl gar ihre Stirne furchen und schmälen, wenn sie sehen, daß Leuten, die ein leichteres Blut haben, als sie, die Welt behaget. Nach diesen Mürrköpfen aber die ganze ehrliche Zunft der Greise zu taxiren, oder das Alter deswegen für die unerträglichste Epoche des menschlichen Lebens zu halten, wäre eben so unbillig, als wenn man über die Jugend einen Fluch aussprechen wollte, weil es viele leichtsinnige Jünglinge gibt, welche Selbstmörder ihres Glücks sind. Ich kann wohl sagen, daß ich, einige kleine Beschwerlichkeiten abgerechnet, mit meinen alten Tagen ziemlich zufrieden bin. Es kann seyn, daß ich dieses Glück hauptsächlich meinem Temperamente zu verdanken habe; denn dieses ist so beschaffen, daß es mir, wie dem Cicero seine Philosophie, nicht nur die meisten Beschwerlichkeiten des Alters aus dem Wege räumt, sondern mir auch dasselbige sanft und angenehm macht. Ich bin

allezeit der Natur, als der getreusten Wegweiserin gefolgt, und habe ihren Winken, so viel als in meinen Kräften stand, Gehorsam geleistet. Hat man nun seine jugendlichen Tage und männlichen Jahre nach ihren Winken zugebracht, so darf man hoffen, daß sie uns in den letzten Auftritten des Lebens auch nicht wird stecken lassen; so wie ein guter Dichter den letzten Aufzug seines Schauspiels nicht verhunzen wird, wenn er die ersten gut gemacht hat.

Ich will doch einige Vorwürfe, die man dem Alter gemeiniglich zu machen pflegt, anführen, und, wie ich hoffe, so beantworten, daß man die Unbilligkeit derselbigen einsehen soll. Vielleicht bekommt diese Vertheidigung in meinem Munde ein desto grösseres Gewicht, so wie auch Cicero das Alter von dem alten Kato vertheidigen läßt. Ich werde mich meistens der Gründe, und oft der Worte dieses Römers bedienen.

Daß uns das Alter unthätig mache, ist ein Vorwurf, der ihm zwar nicht von allen, aber doch von Leuten der besten Art gemacht wird. Wer seine jugendlichen und männlichen Tage auf dem Pfülben der Trägheit und des sinnlichen Genußes verschlummert oder verträumt hat, der wird es freilich gar nicht übel nehmen, wenn ihn das Alter in eine gewisse privilegirte Unthätigkeit, die ohnehin sein höchstes Gut ist, versetzet. Seine schlaffen Fasern können es gar wohl vertragen, wenn sie ungebraucht ruhen. Aber dem thätigen und geschäftigen Manne, der jederzeit mit feuriger Begierde jede Gelegenheit ergrief, seine Seele in Würksamkeit zu setzen, und der keinen Augenblick ungenützt konnte vorbeystreichen lassen, der Plane machte und Plane ausführte, der manche schöne und manche gute That gethan hat, dem wird es freilich hart ankommen, wenn er im Alter diese Thätigkeit abspannen und ruhen lassen muß.

Es ist zwar richtig, daß der Greis nicht mehr die weitaussehenden Geschäfte eines Jünglings, oder die kraftvollen Thaten eines Mannes auf sich nehmen kann; allein es ist doch auch dem Alter die Spähre der Wirksamkeit nicht ganz verschlossen. Gibt es nicht edle, segensvolle Thaten genug, welche der Geist entwerfen und ausführen kann, wenn auch gleich die Kräfte des Körpers schwächer und ermüdet sind? Es hat sicher mancher Greiß mehr Edles und Gutes gethan, als hundert Jünglinge und Männer, mit Löwenstärke bewafnet, in ihrer ganzen gesunden Jugend und ihrem männlichen Alter. Theils aus Bescheidenheit, theils, um nicht weitläuftig zu werden, will ich gar nichts davon sagen, daß das Alter mehr Erfahrung und Klugheit hat, und seine Plane nicht so oft scheitern sieht, als die Entwürfe des feurigen, oft unbesonnenen Jünglings. Und wenn sich dem Alter auch gleich keine so grosse Laufbahn, auf der es sich Verdienste um

die größere bürgerliche Gesellschaft erwerben kann, öfnen sollte, so ist doch noch eine reiche Erndte des Verdienstes übrig. Wenn gleich mancher ehrwürdige Greiß, von Krankheit und Alter gefesselt, in seinem Armstuhl da sitzt, und, so zu sagen, von der bürgerlichen Gesellschaft seinen Abschied bekommen hat: so kann er sich doch, wenn er in die vergangenen Tage seines Lebens zurück sieht, damit trösten, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft gewesen zu seyn; ja er kann es noch gegenwärtig seyn. Indem er seinen Kindern und Enkeln gute Lehren gibt, sie durch sein Beyspiel bessert, und ihnen manche von seinen Erfahrungen, die sie sich vielleicht theuer hätten erkaufen müssen, zu eigen macht, bringt er gewiß der Welt keinen geringen Nutzen. Und vielleicht kann der tugendhafte, fromme Mann selbst noch in den letzten Augenblicken des Bewußtseyns, selbst noch im Kampfe des Todes den Umstehenden lehrreich werden, wenn sein Ende das Ende eines Gerechten ist.

Ist gleich das Alter mit körperlichen Schwachheiten und mit schmerzhaften Empfindungen begleitet; so verdient es doch daher nicht so sehr gefürchtet, oder mit so gar häßlichen Farben geschildert zu werden. Es ist nun einmal das unveränderliche und in gewissen Rücksichten weise und wohlthätige Gesetz der Natur, daß alles, was zur Körperwelt gehöret, wächst und wieder abnimmt. Selbst die riesenstarke Eiche, die viele Jahrhunderte lang allen Stürmen getrotzt hat, fängt endlich an, morsch zu werden und von ihren bemoosten Aesten einen um den andern zu verlieren. Und was will denn der Mensch von seiner zarten und so künstlich organisirten körperlichen Maschine anders erwarten? Wenn die Stärke des Körpers die größte Glückseeligkeit des Menschen ausmachte; dann wäre er freilich zu beklagen, wenn dieselbige zu verschwinden anfienge. Allein eben dieses ist es, o Mensch, das dich von dem Thiere unterscheidet, das

deine Glückseeligkeit so weit über die Glückseeligkeit des Rosses erhöhet! Beklagst oder verachtest du wohl deine Taschenuhr, wenn das Gehäuse derselbigen anfängt seine Farbe zu verlieren, und hie und da Runzeln zu bekommen? Sie wird dir schätzbar sein, wenn nur die innere Maschine noch gut geht, und sie dir die Stunden eben so richtig anzeigt, als vorher, als das Gehäuse noch neu und glatt war.

Und gibt es nicht silberhaarigte Greise genug, welche von den Beschwerden und Schwachheiten des Alters verschont bleiben? Mancher schleicht mit gemächlichen Schritten und furchenloser Stirne bis an den Rand seines Grabes hin, und legt sich, nicht keichend, wie ein entkräfteter Wanderer, sondern ganz sanft und ruhig hinein. Wem diese Glückseeligkeit zu Theil wird — und meistens ist sie der Lohn einer nicht abgenützten Jugend — der empfindet es doppelt süß, weil in diesem ruhigen Theil seines Lebens

ihn die Stürme der jugendlichen Leidenschaften nicht beunruhigen. Dieser wohlthätige Genuß des Alters hängt, wie schon gesagt, zum Theil von uns selbst ab. Wer in der Jugend den Körper weder durch Ausschweifungen, noch durch zügellose Leidenschaften geschwächt hat, der kann auch auf ein ruhiges und erträgliches Alter Rechnung machen. Ich habe mich als Jüngling nie besser zu einer ordentlichen Lebensart und Beherrschung der Leidenschaften ermuntern können, als wenn ich einen Greis, der mit der Heiterkeit eines Jünglings dem Grabe zuwanderte, aufmerksam betrachtete.

Wenn auch gleich das Alter vielen Krankheiten und unangenehmen Zufällen ausgesetzt ist: so muß man sich damit trösten, daß dieses ein allgemeines Schicksal der Sterblichen ist. Ist denn die blühende Jugend gegen Krankheit und Schmerzen vollkommen gesichert? Sehen wir denn nicht täglich, daß Mädchen, Jüng-

linge und Männer, von welchen wir dem Anscheine nach glauben, daß das gesundeste Blut in ihren Adern rolle, von den heftigsten Krankheiten angegriffen, und von unerträglichen Schmerzen gefoltert werden? Wenn keine Rosenwangen, keine strotzende Adern, keine starken Nerven vor den Schmerzen der Krankheiten schützen: warum will man sich denn beklagen, wenn uns im Alter eine Krankheit überschleicht, und mit unserm abgelebten Körper nicht gar säuberlich umgeht? Sind die Schmerzen, welche uns eine solche Krankheit im Alter verursachet, groß und unerträglich: so kann sich der Greis damit trösten, daß sie nicht lange währen, sondern daß er bald einschlummern werde, um zu einem jugendlichen Leben zu erwachen, welchem der Schmerz unbekannt ist. Selbst die Nerven sind im Alter schon stumpfer und unempfindlicher worden, und dieses schwächt die Gewalt der Schmerzen schon weit mehr, als wenn sie einen gesunden und starken Körper anfallen.

Ein anderer Vorwurf, den man den Alter zu machen pflegt, ist dieser, daß man in demselbigen die größten Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens entbehren müsse. Wenn uns das Alter nicht erlaubt, uns in den sinnlichen Vergnügungen und Wollüsten herumzuwälzen, so ist dieses vielmehr ein Glück, als ein Uebel des Alters zu nennen. Von ausschweifenden Lüsten und Begierden, durch welche die Jugend zur Verletzung der göttlichen und menschlichen Gesetze so oft verleitet wird, nicht mehr hingerissen zu werden, ist ein Glück, das sich selten durch alle Lehren der Weisheit erkaufen läßt. Es ist dieses, sagt Cicero, kein Vorwurf, sondern das größte Lob des Alters, daß es keine ausschweifenden Begierden noch Wollust fühlet. Es weiß dasselbige nichts von Gastereyen, von schwer besetzten Tafeln und oft geleerten Bechern; und weiß also auch nichts von Trunkenheit, von Unverdaulichkeit und schlaflosen Nächten.

Ganz leer vom Vergnügen ist der Alte gewiß nicht. Wenn derselbige gleich des Genußes der rauschenden Weltfreuden unfähig ist, so bleibet demselbigen doch auch sein Theil von Freuden übrig — Freuden der besten Art, deren Erndte dem Alter nicht versagt ist. Wenn die Erinnerung an gute Thaten ein Vergnügen ist, wenn es eine göttliche Freude macht, den ausgestreuten Saamen des Guten hundertfältige Frucht tragen zu sehen: so ist das Alter gewiß nicht freudenleer. Seine Freuden sind die Freuden des Landmanns, der vor dem mit gebeugten, reifen Aehren bedeckten Acker da steht, und gewiß kein geringeres Vergnügen fühlt, als da er die Saat, vom Hauche des Frühlings belebt, aus dem Schooß der Erde hervorgrünen sah. Glaubt mir's, ihr jungen Brausköpfe und ihr lustigen Männer! ich möchte euren ganzen Freudenschwarm (ihr nennt sie zwar Freuden; aber sie sind gemeiniglich etwas ganz anders) nicht um die einzige stille Freude vertauschen,

die wie ein Engel mich umschwebt, wenn ich in meiner Einsamkeit denke, daß ich so lange gelebt habe, und mit der Hülfe Gottes kein Schurke gewesen bin; wenn ich auf einige kleine Begebenheiten meines Lebens einen Blick zurückwerfe, die zwar nicht glänzen, wie die Thaten des Eroberers oder eines andern angestaunten grossen Mannes, aber für meine Augen ein wohlthätiges rosenfarbenes Licht haben, und für mein Herz erquickend sind. Ist es für den Jüngling ein Vergnügen, Plane zu machen und Entwürfe zu träumen, deren Ausführung ungewiß, und so oft mit unübersteiglichen Hindernissen verbunden ist: so muß es für den Alten mehr als Vergnügen seyn, diese Plane realisirt und diese Entwürfe ausgeführt zu sehen.

Es macht auch selbst das Alter nicht immer gegen alle sinnliche Vergnügungen stumpf und unempfindlich. Freut sich der Greis nicht der Frühlingssonne, wenn sie ihn, wie die Erde, zu einem neuen Leben erwärmet? Empfindet er

bey dem reichen Seegen des Sommers und des Herbstes nicht eben die dankbare und tröstliche Freude, als der Jüngling, der oft aus Leichtsinn diese Freude nicht in ihrer ganzen Stärke empfindet? Ich wüßte mich wirklich nicht zu erinnern, daß mein Gefühl in den Jahren der Jugend lebhafter und angenehmer gewesen wäre, wenn ich bey einer mondhellen Nacht durch die Fluren wandelte, als jetzt, wenn ich an mein kleines Fenster hinschleiche, und mein düftendes und vom Monde beschienenes Gärtchen übersehe. Ich habe mir auf diese Art schon viele schlaflose Nächte reichlich vergütet.

"So bald man alt ist; so hat man nicht weit mehr an das Grab." Dieses scheint den meisten Menschen die fürchterlichste Seite des Alters zu seyn; und ich glaube, daß sie seine tröstlichste ist. Ich will nichts davon sagen, daß der munterste Jüngling und der stärkste Mann niemals mit Gewißheit sagen kann: morgen leb' ich! Wenn gleich der zerbrechliche

Kahn unsers Lebens noch so ferne von dem falben Ufer des Todes zu schwimmen scheint: so gibt es mitten im Ocean, auf dem wir Sterbliche schwimmen, Klippen und Sandbänke genug, an welchen er scheitern kann, ehe man noch dieses traurige Ufer erblickt. Wer sich vor dem Tod fürchten kann, der muß sich alle Augenblicke vor ihm fürchten, weil er keine Minute vor demselbigen sicher ist.

"Aber der Tod bleibt doch immer mit seinen klappenden Knochen, holen Augen und drohender Hippe eine fürchterliche Gestalt. — Es kann seyn, daß er im Grunde das nicht ist, für was man ihn hält, wie's öfter in der Welt geht, daß man einer Sache ein Kleid anlegt, das nur ein täuschendes Maskenkleid ist. Allein wir kennen ihn einmal in dieser traurigen Gestalt; und wenn wir ihn auch mit den Alten wie einen alten schlafenden Genius phantasiren wollten: so können wir doch allen den traurigen Apparat

nicht so leicht von ihm wegabstrahiren, den ihm Erziehung und Furcht einmal beygelegt haben."

Es wird nur darauf ankommen, wie wir uns die Sache vorstellen wollen, oder auch wie es in unsren Herzen aussieht: Folgende Erzählung wird meine Gedanken den Lesern so ziemlich deutlich machen.

"Der weise Zoroaster, der die himmlische Magie von dem Gott Oromazes gelernt hatte, wurde einstens von einem jungen Prinzen besucht, den der Ruf des großen Mannes von den Ufern des Ganges herzog. Ein kühner Vorwitz hieng dem Jüngling an; er wollte den Vorhang durchschauen, womit die Gottheit das Heiligthum der Natur verdeckt hat. An der Hand des persischen Philosophen durchwanderte er die geheiligten Zonen des Geisterreichs, und endlich bat er seinen Führer in einem Augenblick von Heldenlaune: er möchte ihm das Bild des Todes zeigen. Zoroaster schlug mit seinem elfenbeinernen Stabe die Erde. Ein Abgrund

öfnete sich, und aus seinem schwarzen Rachen fuhr der König des Schreckens sichtbar empor. — Was sehe ich! rief der bebende Jüngling. Ein blasses Gespenst, das seinen blutigen Dolch nach mir zückt! Laß es verschwinden, Zoroaster! laß mich fliehen! Die ganze Hölle funkelt in seinen Augen! — Mein Sohn, erwiederte der Weise mit freundlicher Stimme: ich sehe das Phantom nicht, das du siehest! Mir zeigt sich ein holder Genius, in die Farbe des Mondes gekleidet, der den goldenen Schlüssel des Empiräums (Himmels) in seiner Hand hält. Der Tod ist ein Chamäleon, das immer die Gestalt der Seele annimmt, welcher er sich nähert."

Für einen Menschen, der außer den irdischen Gütern, die nur hier im Staube blühen und welken, sonst keine andere Art von Glückseligkeit kennt, kann freilich die Annäherung des Todes nicht erfreulich seyn. Der gänzliche Ver-

lust alles desjenigen, woran sein Herz hieng, worauf seine ganze Thätigkeit hinstrebte, muß ihm eben so empfindlich fallen, als dem Kinde, wenn ihm auf einmal sein ganzer Puppenkram genommen wird. Denn er glaubt so wenig, als das Kind, daß seine Güter Tand, und seine Freuden Puppen sind. Da muß sich nun freilich der arme Mensch hinter den Ohren krätzen, oder sich gar die Haare ausraufen, wenn ihm Freund Hein von fernen zuwinkt, und mit seinen Knochenhänden entweder nach den vollen Geldsäcken, oder nach den Schellen des Standes und der Titel, die er so schön, wie der Maulesel in der Fabel, an seinem Halse herumzuwerfen wußte, greift, und wenn dann der ganze Plunder, wie ein dürrer Erdscholle, plötzlich unter seinen Händen zerstibt. Hätte er gelernt, Freuden zu geniessen und zu entbehren (denn so enkratitisch denke ich noch nicht, daß ich das tausendfache Gute und den erlaubten Genuß desselbigen auf dieser Erdenwelt verken=

nen sollte) so würde er nicht so grämlich seine Blicke von dem Tode hinwegwenden.

Und wenn man noch dazu mit dem Bewußtseyn eines peinlich eingekerkerten Missethäters den Tod, wie den fürchterlichen Kerkermeister herbeyklappern hört, der zwar die Thüre des Gefängnisses öfnet, aber auch zugleich vor das Gericht führt, wo der Stab gebrochen wird: so mag freilich das Herz beben und das Gebein pochen. Wenn es auch möglich wäre, daß sich einer so abgehärtet hätte, daß ihm der Gedanke an die Unsterblichkeit, so wenig als ein Morgentraum rührte: so würde ihn doch der auf die schwarzen Scenen des Lebens zurückgeworfene Blick, wo nicht mit Schrecken, doch mit schaudernder Reue erfüllen. Die Gründe, die ihn zu mancher Tücke und Bosheit verleiteten, sind jetzt verschwunden, die Lage, in welcher er sie mit schlafenden Gewissen ausüben konnte, ist verrückt, alles um ihn her erscheint in einer andern Farbe. Schon dieses, auch ohne den

Gedanken an Unsterblichkeit und an das Gericht der Wiedervergeltung, ist im Stande, Schrecken und Schauder über das Herz desjenigen zu verbreiten, der, mit einer Menge Schandthaten beladen, dem Grabe zuwandert.

Mir eckelt nicht mehr, als wenn ich mir einen alten Sünder vorstelle, der schon den Baum gefällt sieht, aus dem man ihm seinen Sarg zimmern wird. Wenn er bloß, um eine elende Leidenschaft zu befriedigen, Tausende abgeschlachtet, dem Armen seine sichere Hütte zerstört, dem Freyen mit eisernen Fuß auf den Nacken getreten, mit einem Wort, alles gethan hat, was um Rache zum Himmel schreit — und er sieht jetzt die letzte blutrothe Dämmerung seines Lebens hereinbrechen, und es erwacht in ihm der so lang eingeschläferte Gedanke an Unsterblichkeit und Vergeltung: so muß freilich die Angst seines Herzens Verzweiflung, und sein Schauder Beben des innersten Gebeines werden.

Allein daran hat das Alter und sein Nachbar, der Tod, keine Schuld. Wer hat es euch geheissen, ihr alten Sklaven der Leidenschaften, Bösewichter zu seyn? Schimpft also auf die grauen Haare, weil sie laute Propheten des Todes sind, ja nicht. Habt ihr denn nichts von einem Sokrates gehört, der mit heitern Augen und ruhigem Herzen alt wurde, und den ihm gereichten Giftbecher mit eben der Gelassenheit ausschlürfte, mit der ihr bey euren Gastmälern und Gelagen eure Weinbecher leert? Ey, wie schwer, sagte dieser weise Athenienser, werde ich andere Menschen bereden können, daß ich meine Umstände für so mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnet, und besorgt, ich möchte jetzt unmuthiger und verdrüßlicher seyn, als ich vormals gewesen bin. Man sagt von den Schwanen, daß sie nahe an ihrem Ende lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn diese Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiligt sind, so würde ich

sagen, daß ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seeligkeit dieses Lebens empfinden läßt, und daß sie sich an diesem Gesicht ergötzen und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes: und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seeligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich nahe an meinem Tode weit heiterer seyn läßt, als in meinem ganzen Leben.

Ich will nicht den unverzeihlichen Stolz begehen, und mich mit dem von allen Zeitaltern und Nationen geprüften und bewährt gefundenen Sokrates vergleichen; aber so viel kann ich ohne Pralerey versichern, daß ich mit meinem Alter gar nicht deswegen unzufrieden bin, weil es mich dem Grabe näher bringt. Mir ist es vielmehr aus eben dieser Ursache willkommen. Gott laß' es ferne von mir seyn, ungerechte Klagen über die Wege zu führen, die ich nach seinem Rath habe wandern müssen! Ich war

mit ihnen zufrieden, so gut ich es seyn konnte; und bin auf ihnen ruhig fortgeschlichen oder fortgekrochen, wie es sichs eben thun ließe. Ich hab' es ja gewußt, daß man auf dieser Erde da nicht immer geradezu auf ebener Strasse zwischen Blumen und Alleen, wie in einem Lustgarten, hinschlendern kann, und wollte also, wenn es Gottes Wille wäre, diese Reise wohl noch zum zweitenmal machen; denn auf diejenigen Leute halte ich gar nicht viel, die ihrem Tod so sehnsuchtsvoll entgegen winseln (es ist selten ihr wahrer Ernst) und sagen: daß sie sich deswegen gern in die Grube wollten hineinscharren lassen, weil es dann ein Ende mit ihren Trübsalen hätte. Es mag freilich für den müden Lastträger eine wahre Wohlthat seyn, wenn er Abends in die Herberge kommt, wo er den Plunder von seinem Rücken herunter werfen kann; aber die winslenden Lastträger sind meistens entweder unzufriedene Seelen, oder solche Leute, die sich einen guten Theil ih=

rer Last selbst aufgepackt haben; der liebe Gott legt selten so schwer auf.

Mir ist also der Tod nicht nur daher nicht fürchterlich, weil er mir das Bischen Last von dem Rücken nimmt, sondern hauptsächlich deswegen, weil ich an die Fortdauer meines Geistes glaube. Ich mag hin und her denken, wie ich immer will, so muß es nach dem Tode mit mir besser werden. Die groben Sinnen meines Körpers (vor welchen ich aber übrigens allen schuldigen Respekt habe), waren immer daran Schuld, daß es meinem Kopf und Herzen nicht immer ganz wohl war, als es ihnen an und für sich hätte seyn können. Bald wäre ich besser gewesen, bald wäre mir dieses oder jenes begreiflicher geworden, bald wäre ich hier nicht in Disteln, und dort nicht in Brennnesseln gefallen, wenn ich den schwerfälligen Körper nicht hätte mit mir herumschleppen müssen. Diesen legt man nun, wenn man stirbt, hin, so wie

man den Ueberrock hinter den Ofen hångt, wenn er vielen Regen eingeschluckt hat.

Wenn der Geist nun so frey und entlastet an den höhern Ort seiner Bestimmung hinůber kommt, was wird ihm das für ein Gefühl seyn, eine neue Schöpfung um sich herum zu sehen, nach Zertheilung der Wolken, aus denen ihm das, was er bisher auf Erden genossen hat, zugeworfen worden ist, jetzt den freundlichen Geber zu erkennen, der ihm alle diese Wohlthaten hat zufließen lassen, verborgene Wahrheiten, deren vergebliche Untersuchung ihm so manchen Kampf und Mühe kostete, aufgedeckt vor ihm da liegen zu sehen? Wahrheiten, deren Kenntniß und Bekenntniß ihm der unduldsame Geist der Verfolgung zu einem schwarzen Verbrechen machen wollte, jetzt im Glanze der Reinigkeit triumphiren zu sehen!

Und erst das Wiedersehen! — Da möcht' ich immer Freudenthränen, wie ein Kind, weinen, wenn ich mir vorstelle, wie wohl es mir

seyn wird, wenn ich alle meine alten Freunde, nach einer so langen Abwesenheit, wieder sehen und mich mit ihm freuen kann. Da möchte ich mich heute noch hinlegen und einschlafen, um beym Erwachen sie alle wieder um mich zu haben, und dann nicht mehr von ihrer Seite zu kommen!

Vom Abschneiden der Ehre.

Ehre ist ein vielseitiges Wort und ein eben so vielseitiger Begriff. Schon die wunderliche, aber gewöhnliche Redensart: Ehre im Leib' haben, zeigt an, wo die Ehre vieler Leute zu suchen ist. Wenn sie nur dort ihren Sitz hat, so ist sie das unbedeutendeste Ding unter der Sonne; und dann möchte der gehörnte Kämpfer bey einem spanischen Stiergefechte vielleicht eben so viel Ehre im Leibe haben als sein ungehörnter Gegner. — Man legt diese Art von Ehre oft auch denjenigen bey, welche leichtsinniger Weise andern zu Gefallen die Gesetze der

weisen Sparsamkeit, des Wohlstandes und der Mässigkeit übertreten, und um dieser sogenannten Ehre wegen die tollsten Streiche begehen. Allein auch diese Ehre hat einen sehr schlechten Werth, und wird vielmehr von vernünftigen Männern für nicht viel besser, als die Unehre selbst, gehalten. In der Komplimentensprache ist das Wort Ehre weiter nichts als ein pleonastisches Abrakadabra, und wer "die Ehre hat, einen glückseeligen Morgen zu wünschen" oder "sich zu empfehlen", der will dadurch eben so wenig anzeigen, als derjenige, welcher eine Null vor eine einfache Zahl schreibt. Da alle diese Arten von Ehre nicht viel besser als Spreu sind, an der sich nicht einmal Ratten und Mäuse satt fressen können, so sind sie auch nicht in Gefahr, in Nachstellungen zu fallen und ausgeplündert oder — nach dem Sprachgebrauche abgeschnitten zu werden. Ein besseres und genießbares Wild ist es, auf das man Jagd macht.

Da die Ehre die gute Meinung ist, die andere von einem Menschen haben: so kann diese Meinung entweder wahr oder falsch seyn. Sie gründet sich auf den Werth der Menschen und ihrer Handlungen. Weil aber die Wagen, worauf dieser Werth abgewogen wird, nichts weniger als justirt sind, und so sehr voneinander abweichen, daß dasjenige, was auf der einen Wage einen Centner wiegt, auf der Wage des andern kaum das Gewicht eines Lothes erreicht: so ist auch die Verschiedenheit der Meinungen unzählbar und widersprechend. Wie mancher ehrwürdige Mann von Verdienst arbeitet in der Stille mit Aufopferung der Kräfte seines Geistes und Körpers zum Besten der Menschheit in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise! Und wie klein ist die Ehre, die er bey der Menge, die nur durch Glanz und Geräusch aufmerksam gemacht werden kann, dafür einerndet! Man rühmt wohl eher einen verwegenen Luftspringer, der über einen Reuter weg=

springt, als einen Sokrates, der weiter nichts, als Geister und Herzen bilden kann.

Wenn es aber doch zuweilen geschieht, daß die Wagen der Menschen, worauf der Werth der Verdienste abgewogen wird, gerechter und übereinstimmender sind, wie es bey dem ehrwürdigen Sokrates geschah: so finden sich bald boshafte und neidische Gewichtverfälscher, welche bald öffentlich, bald heimlich das ächte Gewicht aus den Wagen stehlen, dafür ihre Bohnenkerne hineinpракticiren und dadurch die Leute in ihrer guten Meinung irre zu machen suchen. So gab es zu Athen bald einen Anytus, Melitus und Lyko, welchen die Ehre des guten Sokrates nicht nur ein empfindlicher Dorn in den Augen war, sondern die ihn auch sogar als einen schädlichen Bürger, der die Jugend verderbe, die Götter läugne und neue Gottheiten einführe, anklagten. Was Wunder also, daß so gar die Wage der öffentlichen Gerechtigkeit, die ohnehin auch zu Athen, wie überall,

den meisten Verfälschungen ausgesetzt ist, die vorgeblichen Verbrechen des Sokrates schwerer fand, als seine Tugenden und Verdienste? Freilich kostet das Bischen Ehre, das man sich auf die erlaubteste Art sauer verdient und erworben hat, nicht immer Freyheit und Leben, (denn in unsern humanen Zeiten hat die Justitz das Schwerdt in die Scheide gesteckt, und ist so tolerant geworden, als die Religion; und weil das Guillotiniren und Fußeliren bloß zum Besten des Staates geschieht: so hat dieß nichts zu bedeuten) sondern es ist nur darum zu thun, daß die gute Meinung in eine schlechte verwandelt werde; und das ist die leichteste Sache von der Welt.

So wenig der schönste Baum ohne ein welkes oder von Insecten verdorbenes Blat ist: so wenig ist der beste und weiseste Mann ohne alle Fehler und Unvollkommenheiten. Man braucht also nur diese kleinen Fehler und Unvollkommenheiten herauszusuchen, von den guten Eigen-

schaften abzusondern, sie alsdann unter ein tüchtiges Vergrösserungsglas zu bringen, und so zur Schau herum zu tragen. Seine Tugenden und Verdienste aber müssen entweder sorgfältig mit der Hand zugedeckt, oder radirt, oder — welches noch besser ist — ohne Gnade und Barmherzigkeit abgeschnitten werden. Um seinen Endzweck zu erreichen, muß man alle Winkel seines Lebens auszuspüren suchen, wo sich alsdann schon Stoff finden wird, den man zu einer Historiette oder zu einem Roman ausarbeiten kann. Damit man aber daran, als an ein Evangelium glaube, so muß man sich Glaubwürdigkeit verschaffen. Dieß kann man durch allerley Mittel erreichen. Man giebt sich entweder selbst für einen alten Bekannten, des Mannes, den die Ehre abgeschnitten werden soll, aus; (wie das wirklich schon oft der wirkliche, nicht der erdichtete Fall gewesen seyn soll) oder man versichert, daß man die Anekdoten aus der Quelle der nächsten Nachbarschaft geschöpft ha-

be, oder man beruft sich bey Erdichtungen auf die Autorität der glaubwürdigsten Augenzeugen, sollten es auch nur alte Weiber, oder noch etwas schlechters gewesen seyn. Glauben zu finden, ist nicht schwer; weil die meisten Menschen geneigt sind, das Schlimme bereitwilliger zu glauben, als das Gute, und da schon ein grundgutes Herz dazu gehöret, an der Ehre eines andern Freude zu haben, und, wenn es nöthig ist, dieselbige gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen.

Es kommt freilich auch zuweilen der Fall vor, daß die gute Meinung, welche man von einem Manne hat, ein Irrthum ist; denn es verstehen gar viele Menschen die Kunst, sich so künstlich zu maskiren, daß man das, was sie sind, von dem, was sie scheinen, sehr schwer unterscheiden kann. Solchen Leuten die Larve abzunehmen, ist zwar keine Entheiligung ihrer Ehre, aber es ist eine kitzliche Unternehmung,

wenn sich nicht eine ausserordentliche Gelegenheit darbietet, es mit gutem Erfolge zu wagen. Denn ein schlauer Larvenmann steht immer auf der Hut, und die gute Meinung des Publikums, die er sich einmal erheuchelt hat, eilt immer zu seiner Vertheidigung als ein Hülfskorps herbey. Lykon wird als der eifrigste Patriot angebetet, und, wenn Bürgerkronen noch Sitte wären, so würde fast sein Haus dieselbigen nicht fassen können. Und doch ist dieser Lykon in der geheimnißvollsten Stille ein Feind seines Vaterlandes. Philo, heuchelt in seinen Reden das reinste Sittengesetz, und weiß auch als ein Meister in der Verstellungskunst seine Handlungen mit dem feinsten Firniß derselbigen zu überziehen; allein in seinem Herzen ist er der größte Verächter dieses Gesetzes, und ein wahrer moralischer Freygeist. Ich würde mich aber wohl hüten, diese Männer zu entlarven, und ihre geheiligte Ehre anzutasten, weil ich entweder nichts ausrichten, oder mir ein ge-

fährliches Gewitter über den Kopf zusammen ziehen würde.

Bey andern Personen, die ebenfalls die gute Meinung des nicht prüfenden Publikums für sich weggekapert haben, ist die Zurückforderung dieses Raubs mit weniger Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten verbunden. Man darf sie nur recht ins Gesicht fassen, so sieht man bald, wessen Geistes Kinder sie sind. Man hält sie blos deswegen für gut, groß und verdienstvoll, weil man sie nicht kennt. Mancher schleicht sich als ein wohlhabender Mann in die besten Gesellschaften ein. Wenn man aber weiß, daß er seine Wohlhabenheit durch niederträchtige Erbschleichereyen oder jüdischen Wuchergeist nicht erworben, sondern erstohlen hat: so wird die gute Meinung, die man von ihm hat, bald mehrere Procente verlieren.

Doch, ich besinne mich noch zur rechten Zeit, daß ich, indem ich das Laster der Ehrenabschneiderey tadle, dasselbige beynahe selbst zu begehen

scheine. Der Billigdenkende wird mich bald verstehen und mir daher keine Vorwürfe machen. Wenn die gute Meinung ein praktischer Irrthum, und die Ehre erheuchelt oder erbettelt ist, dann ist die Berichtiguug des Irrthums, und die Entlarvung des Heuchlers kein Verbrechen, so wenig es eine Sünde ist, wenn einer dem in seinem Hause rumorenden Gespenste das weisse Tuch über den Kopf herabzieht.

Aber demjenigen Manne sein Bischen Ehre rauben, oder davon, so viel man kann, abschnitzeln, der sie sauer verdient hat, und noch verdient, das ist eine ganz andere Sache. Man hat ja dabey keineswegs die gute Absicht, einen Irrthum zu berichtigen, sondern vielmehr die Wahrheit irre zu leiten. Die Absichten aber, die man dabey hat, können verschieden seyn. Mancher geht auf Ehrenräuberey aus, ohne sich dabey einer bösen That bewußt zu seyn. Gewohnheit und Lebensart hat ihm dieses Handwerk schon zur andern Natur gemacht. Es

wird hauptsächlich in den Kaffeezirkeln der Müssiggänger und Müssiggängerinnen getrieben, wo es einen der angenehmsten Zeitvertreibe abgiebt, und in denen sich gemeiniglich solche Personen einfinden, welche dazu erzogen worden sind, und aus Mangel nützlicher Beschäftigungen Zeit genug übrig haben, Spürhunde abzurichten, und ihnen dann fleissig auf dem Fuße nachzuschleichen. O, mit den Schälchen in der Hand läßt es sich so schön Medisancen sagen! Mit jedem Luftbläschen, das durch das Aufrühren des Zuckers auf die Oberfläche heraussteigt, zerplatzt auch gar oft ein Theilchen von dem guten Namen eines ehrlichen Mannes!

Boshaftere Absichten hat aber derjenige, dem die Ehre oder der gute Name eines andern, sollte es auch sein vorgeblicher Freund seyn, Galle im Munde ist, und daher auch in ihm eine Ergießung der Galle verursachet. Zuweilen erhält durch die Verunehrung des andern seine eigene Ehre nicht den geringsten Zuwachs;

denn wenn er sagt: "Die Gelehrsamkeit dieses Mannes ist ein sehr seichtes Wasser" oder "mit dem Tode dieses Mannes gieng es auch nicht natürlich zu": so wird dadurch weder seine eigene Gelehrsamkeit tiefer, noch sein künftiger Tod süsser und ehrenvoller. Allein bisweilen geht der Eigennutz dabey doch nicht leer aus. Wenn der gute Namen einem Mann von Verdienst hie und da eine kleine Erndte guter Früchte verschaft hat, so bekommt man selbst Lust zu diesen Früchten. Und was ist dann natürlicher, als daß man ihm seinen guten Namen zu entziehen sucht, auf den sich sein Anspruch auf diese Früchte gegründet hat? Mag man sie immerhin rauben; der edle Mann kann auch ohne sie leben; denn in seinem Herzen wächst eine Frucht, die ihm niemand stehlen kann — und diese ist das Bewußtseyn seines Werthes, das ihm überall hin nachfolgt, und ihn auch über das Grab hinüber in dasjenige Land begleitet, wo seine Ehre in Ewigkeit nicht mehr angetastet werden kann.

Ueber die Welten-Regierung.

Eine jüdische Parabel erzählt folgende Geschichte: "Moses wurde einst durch eine Stimme aus dem Himmel auf einen Berg hinaufgerufen, wo der Jehova ihm einer Unterredung würdigte, und ihm erlaubte, einige Fragen über die Weltregierung an ihn zu thun. Mitten im Gespräche befahl ihm der Höchste, an den Fuß des Berges hinunter zu schauen. Dort entsprang eine Quelle, an welcher ein Reuter vom Pferde stieg und trank. Kaum hatte er sich wieder entfernt, so kam ein Knabe dahin, fand einen mit Gold gefüllten Beutel, den der Reuter verlohren hatte, nahm ihn und eilte davon. Bald hierauf kam ein alter, entkräfteter Greiß, löschte auch aus der Quelle seinen Durst, und setzte sich dann am Rande derselben nieder, um auszuruhen. Der Reuter, der sei-

nen Beutel vermißt hatte, kam zurück, um ihn zu suchen und forderte ihn von dem Alten, welcher schwur, daß er ihn nicht gesehen habe, und den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld anrief. Aber vergeblich; der Reuter glaubte ihm nicht, sondern tödete ihn. Da fiel Moses voll Erstaunen und Entsetzen auf sein Angesicht nieder, und die göttliche Stimme sagte: Erstaune nicht Moses, und frage nicht, warum der Weltregent solche Thaten geschehen läßt. Der Knabe ist zwar die Ursache, daß das Blut des Greises vergossen wurde; allein wisse, daß der getödete Alte den Vater dieses Knabens ermordet hat."

Es gehen beständig tausend große und kleine Begebenheiten vor unsern Augen vor, die eben so unbegreiflich sind. In einer jüngern Epoche meines Lebens wurde ich auch oft von dieser eben nicht tadelswürdigen, aber doch vergeblichen Forschungssucht nach dem Unbegreiflichen beunruhiget. Je erhabner und reiner, wenig-

stens nach meiner Meinung, in mir die Ideen von dem höchsten Wesen und seinen Eigenschaften wurden: desto schwärzere und undurchschaulichere Schwierigkeiten thürmten sich auch vor mir in den Verhältnissen zwischen ihm, und dem, was auf der Welt geschah, auf. Je mehr ich mich bestrebte, diese Wolken zu zertheilen, desto dichter schienen sie mir zu werden. Mein vergebliches Streben wurde mir oft eine Marter, die durch das Bewußtseyn, daß ich dabey die beste Absicht hatte, noch folternder wurde. In den erhabenen Begriffen, die ich mir von dem Weltenregierer gemacht hatte, konnte ich durchaus keinen Irrthum finden; aber keine Theodicee war im Stande, mir die Widersprüche zu heben, die ich zwischen ihm und den Weltbegebenheiten eintretten sahe. Der Landmann hat, warlich, seine vom Hagel niedergemetzelte hofnungsvolle Getraidflur nicht mit einem traurigern Herzen ansehen können, als ich, weil ich diese plötzliche Zerstörung mit den See-

genskräften des von ihm in die Natur gelegten Wachsthums nicht zusammenreimen konnte. Wenn ich mir den Jammer der unschuldigen Einwohner einer von dem grausamen Feind vorsetzlich in die Asche gelegten Stadt dachte: so empfand mein Herz nicht nur ein verwundendes Mitleidsgefühl, sondern ich grämte mich auch darüber, daß ich die Unschuld so ungerochen in die Tiefe des Jammers hinabgestürzt sahe. Wer sich jemals in dieser Lage befunden hat, der wird mir gewiß glauben, daß sie sehr beunruhigend ist. Man wünscht sich auf einer solchen Dornenreise oft die mit dicken Schwülen bewafneten Füsse des Hottentotten.

Als ich aber einige Zeit lang in diesem Labyrinthe herumgeirrt war, so wickelte ich mich endlich nach und nach dadurch wieder heraus, daß ich die Wahrheit fand: der menschliche Verstand kann unmöglich der Maasstab seyn, nach welchem die Werke der Gottheit abgemes-

sen werden können. Man prüfe nur, ohne Stolz und Anmassung, den Vorrath seiner Ideen, so wird man in demselbigen das bunteste Gemische von Wahrheit und Irrthum finden, und über das Mißverhältniß, in welchem sie gegeneinander stehen, erstaunen. Man ist in der Kentniß sichtbarer Dinge oft kaum weiter als in das A b c gekommen: warum will man also denn in dem großen Buche der göttlichen Rathschläge zu lesen sich unterfangen? Milton hat daher einen glücklichen Einfall, daß er in seinem verlohrnen Paradiese die gefallenen Engel, zu einer Art von Erholung in ihren Quaalen, miteinander disputiren, und selbst unter ihren Zeitvertreiben sich neue Beunruhigungen schaffen läßt. Er konnte die Spiele verdammter Geister nicht beschreiben, ohne eine Farbe von Grauen und Melancholie, die er ihnen so meisterhaft zu geben gewußt hat:

Andere waren beyseit auf einen Hügel entwichen,
In erhabne Gedanken vertieft, in wichtige Fehden,

Ueber Regierung der Welt und Vorsicht und Wil-
len der Schicksale,

Festes Schicksal, freyen Willen, selbstwaltende Vor-
sicht;

Und verloren sich hier in Labyrinthen ohn' Ende. —

Ferne sey es von mir, die edlen Bemühungen der Weisen, welche die Rechtfertigung der göttlichen Fürsicht zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, zu tadeln! Es sind Versuche, die dem Kurzsichtigen und Zweifler Beruhigung verschaffen können; aber auch weiter nichts, als Versuche. Denn wer kann den Ocean mit der Hand ausschöpfen? oder das Band, wodurch die unzählbaren Sonnensysteme zu einem Ganzen zusammengeschlungen sind, erreichen? Wer kann die unzählbaren Wirkungen berechnen, die auf Jahrhunderte hinaus einer kleinen ersten Ursache entquellen? Luther wurde ein Mönch, weil sein junger Freund vom Blitz getödet wurde. Welch' eine ungeheure Menge der wichtigsten Folgen sind aus dieser unbedeutenden Ursache entsprun-

gen? Vielleicht war der erste Beweggrund, der den Colomb auf die Entdeckung von Amerika leitete, eben so gering scheinend; was sind aber nicht für große Wirkungen, die auf Millionen Menschen Einfluß hatten und noch haben, daraus entstanden? So lange es also für den Menschen eine Unmöglichkeit bleibt, die unendlichen Reihen von Ursachen und Wirkungen in ihrem Zusammenhange zu enträthseln, so lange darf er es auch nicht wagen, das Unerklärbare in dem Regierungsplane der Welt zu tadeln. Was heute für Einen Menschen ein Unglück ist, das kann in einem Jahre für hundert ein Glück werden.

Vor unsern kurzsichtigen Augen geht es freilich oft unordentlich zu, weil wir den Zusammenhang der Dinge nicht begreifen können. Wenn wir nicht aus der Erfahrung wüßten, daß das Waizenkorn, gleichsam als ein Todter, in die todte Erde begraben werden muß, wenn

daraus der fette Aehrenstock hervorsteigen und funfzigfältige Frucht tragen soll: so würden wir diese sonderbare Vorbereitung zum Leben für ungereimt und widersprechend halten. Wenn uns ferner die Erfahrung nicht überzeugte, daß aus dem neugebohrnen, kaum seiner Sinnen noch mächtigen Kinde sich nach und nach ein feuriger Jüngling und talentvoller Mann entwickeln würde, so würden wir den Meister der Natur sicher tadeln, daß er sein Geschöpf in einem so unvollkommenen und hülflosen Zustande in die Welt hineinschickt. So finden wir noch tausend Dinge unbegreiflich, und können sie mit unsern Begriffen, die wir von der Weltregierung des höchsten Wesens haben, nicht zusammenreimen, weil sie ausser dem engen Gesichtskreis unserer Erfahrungen liegen. Da müssen alsdann unsere Urtheile den Urtheilen der Blindgebohrnen von den Farben ähnlich werden. Ich stelle mir es unter noch einem andern Bilde vor. Wenn ein Tauber in einen

Concertsal hinein käme, und da die Tonkünstler mit vielerey Instrumenten in verschiedenen Stellungen und Bewegungen vor sich sähe: so würde er diese so verschieden geformten Instrumente und diese ihm unbegreiflichen Attituden sehr sonderbar und ungereimt finden. Und solche Blind- und Taubgebohrne sind auch wir, wenigstens so lange wir auf den Gesichtskreis dieser Erde eingeschränket sind, wenn wir über Gegenstände, die ausserhalb dieses Kreises liegen, ein Urtheil fällen wollen. Schränken wir uns aber auf denselbigen ein, so sehen und hören wir genug, das für uns nicht nur begreiflich, sondern auch schön, harmonisch und auch in Hinsicht dessen, was wir nicht sehen und hören können, belehrend ist. Es läßt sich da vom Kleinen aufs Grosse, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare schließen. Wenn wir dort Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck in einem harmonischen Verhältniß stehen sehen, warum sollten wir es nicht auch hier, wo die

Schärfe unserer Geistesaugen nicht hinreicht, — vermuthen.

Ich habe mich wegen des Unerklärbaren in der Weltregierung auch oft schon dadurch beruhiget, daß ich mir die offenbaren Widersprüche der menschlichen Wünsche lebhaft vor Augen stellte. Wenn der höchste Regent nur einen Taglang die Wünsche aller Europäer zugleich erfüllen wollte: so würde daraus eine solche Verwirrung entstehen, daß unsere Erde bald wieder in das alte Chaos zurückkehren müßte. Der Franzos würde wünschen, daß der Ocean die Insel der Britten mit Mann und Maus verschlingen möchte, und der Wunsch des Britten würde auf Paris, wie auf Sodom und Gomorra, Schwefel und Pech brennend herabregnen lassen. Der Habsüchtige würde ganze mit ihm verwandte Familien plötzlich aussterben lassen, damit ihr ganzes Vermögen ab intestato auf ihn allein zusammenflöße. Nach dem frommen Wunsche des Wucherers müßte, wenn er

seine vielen gemietheten Böden mit Getraid angehäuft hätte, ein Hagelschlag die Erndte eines ganzen Landes verwüsten, damit er sich zum Besitzer von Tonnen Goldes machen könne. Ich will nichts von den Millionen sich durchkreuzenden kleinen Wünschen einzelner Menschen reden, von denen jeder nach einem andern Plan gemacht ist. Müßte die große Regierung sich nach diesen Wünschern und Planmachern richten; was gilts? so müßte man bald dem Daseyn der Erde und der Welten gute Nacht geben.

Daraus wird es mir mehr, als wahrscheinlich, daß das, was geschieht, gut seyn müsse, weil die Ausführung der menschlichen Plane eine allgemeine Zerrüttung des Ganzen nach sich ziehen würde. Da fällt mir immer ein Schwank von Hanns Sachs ein, der die Aufschrift hat: Sanct Peter mit der Geiß, den ich lieber gemacht haben möchte, als ein halbes Duzend der seltensten Ritterromane. Sanct

Peter glaubte auch, es ließe sich der auf der Welt herrschende Uebelstand mit der Güte, Weisheit und Gerechtigkeit nicht zusammenreimen, und sagt:

O sollt' ich ein Jar Herr Gott sein
Und solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen dazu,
Führn viel ein besser Regiment,
Auf Erdereich durch alle Ständt,
Ich wolt stewren mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, raub und brand.
Ich wolt anrichten ein ruwig leben u. s. w.

Der Herr Gott übergab ihm dann auf einen Tag sein ganz Regiment, und er fieng es damit an, die Gaiß einer armen Frau in seine Hut zu nehmen, weil sie ihm besonders war empfohlen worden. Allein die Regierung dieser einzigen weidenden Gaiß machte ihm den ganzen Tag so viel Mühe und Arbeit, daß er am Abend froh war, daß er seinen Regimentsstab wieder aus den Händen legen konnte. Er sprach daher:

Lieber Herre mein,
Nimb wieder hin den Stabe dein,
Und dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten,
Ich merk das mein Weißheit kaum töcht
Das ich ein Gaiß regiern möcht,
Mit großer angst, müh und arbeit,
O Herr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb, nit mehr reden ein.
Der Herr sprach: Peter dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller rhu
Und vertrau mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment. —

Ich hab' es mir daher zur Regel gemacht, dem Beyspiel des St. Petrus zu folgen, und befinde mich dabey sehr wohl; denn man erspart sich viel vergebliches und mühsames Nachdenken, das am Ende doch weiter nichts ist als eine leere Grillenfängerey, mit der sich noch dazu Unzufriedenheit, Tadels- und Zweifelsucht zu vergesellschaften pflegt.

Und was noch dazu das Beste ist — wenn der kurze Traum des Lebens ausgeträumt ist, dann werden wir erwachen und das jetzt Unbegreifliche ganz begreiflich finden.

Der Besuch in der Stadt.

Ein vaterloser Waise, der ein weitläuftiger Anverwandter von mir ist, kam in eine Lage, welche ihm die Hülfe und den Beystand eines rechtschaffenen Freundes nothwendig machten. Dieses bewog mich, meine Einsamkeit auf einige Tage zu verlassen, um diesen Knaben persönlich diesen Dienst zu leisten, wozu ich mich verpflichtet fühlte. Ich war auch so glücklich, nach einigen überstiegenen Schwierigkeiten meinen Endzweck zu erreichen, und kehrte, vergnügt darüber, auf meinen Berg zurück.

Aber noch vergnügter war ich bey meiner Zurückkunft darüber, daß ich mich wieder in den Schooß der Einsamkeit hinlegen, und die

in der Stadt zugebrachten lästigen Tage, wie einen unangenehmen Traum, nach dem Erwachen wieder überschauen konnte. Nie war ich mit meinem Entschluß, ein gutartiger Einsiedler zu werden, zufriedner, als in den ersten Tagen meiner Zurückkehr; denn ich fand die Stadt nach wenigen Jahren so verändert, daß ich sie und mich kaum mehr kannte. Es hatte sich in derselbigen ein Geist verbreitet, der mir viel ähnliches mit dem Sirokko zu haben schien, entkräftend und ungesund zugleich war. Das freye Athemschöpfen war sehr beschwerlich, obgleich alles mit aufgesperrten Mund seine Hauptbeschäftigung darein zu setzen scheint.

Ob ich gleich nicht Ursache hatte, mit dem Gang meines kleinen Geschäftes unzufrieden zu seyn; denn die Gerechtigkeit meiner Forderung war so einleuchtend, daß sie mir auch Se. Marokkanische Majestät nicht hätte abschlagen können: so war mir doch das, was ich ausserdem sah und hörte, sehr unbehaglich. Schon in dem

Gasthofe, wo ich abgestiegen war, und wo sonst Fremde unter Einheimische gemischt die Abendstunden unter offenen, freundschaftlichen Gesprächen hinbrachten, fand ich eine sonst ungewöhnliche Stille, weil die Anwesenden um einen runden Tisch herum saßen und standen, und ihren Geist ganz in das edle Pharaospiel versenkt zu haben schienen. Ich wurde keines Blickes gewürdiget, und war nur froh, da mich der Keller nach einer halben Stunde in ein kleines geheitztes Zimmer hinauf wieß, wo ich mich meinen Gedanken überlassen konnte. Ich wurde aber bald darinnen gestört, weil mich ein anderer Freund meines Klienten, der meine Ankunft erfahren hatte, besuchte. Nachdem wir das Nöthige miteinander verabredet hatten: so kamen wir auf die spielende Gesellschaft im Gastzimmer. "Und Sie wundern sich, daß in diesem Gasthofe Farao gespielt wird? O, das können Sie in Bierhäusern auch sehen! Der Hausknecht versteht jetzt sein Paroli so gut, als der

Herr Baron, und der Handwerker macht vom Bankhalten so gut Profession, als der herumziehende Glücksritter. Männer, die am Ruder sitzen sollen, schämen sich nicht, diesen ehrenvollen Posten mit einem Plätzchen am Spieltisch zu vertauschen." — Ich wunderte mich, wie natürlich, schüttelte den Kopf und sagte: sonst war es nicht so!

Ja freilich war es sonst nicht so, fiel mir Herr Glassius in die Rede; es ist mehr ganz anderst worden. Und nun fieng er an, mir eine Reihe von Verwandlungen vor den Augen vorbeyzuführen, die Ovid nicht wunderbarer hätte machen können. Ich wußte zwar, daß Herr Glassius ein ehrlicher Mann ist; allein ich bemerkte zugleich an ihm eine gewisse Unduldsamkeit, die seinen Pinsel oft zu allzugrellen Farben und zu starken Zügen verleitete. Daher nahm ich mir vor, mein Urtheil eigentlich auf das, was ich selbst hören und selbst sehen würde, zu gründen.

Als daher der Keller kam, und mich fragte: ob ich auf meinem Zimmer oder an der Tafel des Hauses speisen wollte, so wählte ich das letztere, ob ich gleich wußte, daß meine Form nicht sonderlich gut zu den Formen, die ich da anzutreffen vermuthete, passen würde. Ich bat den Herrn Glassius, mir Gesellschaft zu leisten, damit das Abstechende nicht auf mich ganz allein zurückfallen möchte. Kaum waren wir in das Zimmer getreten, als ich bemerkte, daß wir von einigen der Anwesenden mit scharfen Blicken gemessen, und unsere sichtbare Größe der Tafelgesellschaft nicht würdig gefunden wurde. Die Gesellschaft war gemischt, und bestand aus Officieren, Baronen (wie man sie nannte) und Bürgern, die theils Beamte, theils Kaufleute zu seyn schienen. Zuerst hörte man nur vereinzelte Gespräche, welche eine Wiederholung des Glücks und des Unglücks waren, die den Abend über auf dem Spieltische geherrscht hatten. Bald wurde aber das Gespräch

allgemeiner, wozu ein so eben von der Post gekommene Zeitung Gelegenheit gab. Ist es schon eine schwere Ohrenplage, wenn man Erzählungen von den Großthaten der Spieler anhören muß, so ist es eine noch weit empfindlichere Plage für Kopf und Herz, wenn man über den Text einer Zeitung eine so vermischte Gesellschaft muß predigen hören. Unter den das Wort führenden Rednern zeichneten sich ein paar Arten besonders aus. Die eine Art sprach in einem Ton und mit einer so selbstgenügsamen Zuverlässigkeit von den tiefsten politischen Geheimnissen, daß man hätte darauf schwören sollen, sie wären in den ersten Grad der Ministerialgeheimniße eingeweiht, oder stünden mit den Direktoren zu Paris und mit dem Grafen von Cobenzl in dem vertraulichsten Briefwechsel, zumal da sie immer in Vertrauen ein W rt von erhaltenen Briefen sich entfallen ließen. Sie schienen zwar öffentlich keine Parthey zu nehmen, sprachen aber doch viel von einem

unter der Asche fortglimmenden Feuer, das bald da und dort, wo man noch von keinem erhitzten Boden, oder einer schwülen, nach Schwefel riechenden Luft etwas weiß, ausbrechen werde. Man merkte, daß ihnen Direktorswürden, oder andere dergleichen glänzende Seifenblasen vor den Augen der Einbildungskraft herumflatterten.

Eine andere Klasse, die, wie mir mein Tischnachbar versicherte, deutsche Bürger waren, sprachen in eben dem Ton, in dem vor einigen Jahren die Dantons und Barrere von dem Rednerstuhle im Konvent zu Paris gesprochen hatten. Sie litten keinen Widerspruch, gerade als wenn sie die Infallibilität des bis zum Kartheusermönch herabgesunkenen Pabstes mit allen Rechten und Zubehörden käuflich an sich gebracht hätten. Ich merkte es bald, daß es Leute waren, die nicht mit Gründen handelten; denn mit diesen giengen sie, wie mit einer Lumpenwaare um: desto freigebiger gien-

gen sie aber mit den Selbstgeburten ihrer Machtsprüche und mit Schimpfwörtern um. Es waren einige Enragé darunter; die andern aber plapperten bloß das nach, was sie vor ein paar Jahren in dem Moniteur gelesen hatten, und jetzt noch in den unter das Volk ausgestreuten Brandschriften lesen. Die Sprache dieser Herren war so derbe, daß ich ausserhalb meines deutschen Vaterlandes zu seyn glaubte. Und doch nannten sie sich, wie ich hörte, Patrioten. Sie gehören vielleicht aus eben dem Grunde darunter, aus welchem in der Dogmatik die schwarzen Geister unter die Sektion von den Engeln gehören. Sie zeigten einen lechzenden Durst nach Freyheit; und doch gaben ihre Reden zu erkennen, daß sie dieselbige in Menge verschluckt haben mußten, weil die Hefe derselbigen ihnen, wie eine sauere Brühe, aus dem Munde floß. Besonders mußte ich über einen lachen, der sich durch seine hohle Stimme und abgebrochenen Reden als ein Geist der höhern

Klasse ankündigte. Ein Bilderhändler kramte über Tisch allerley schöne ausländische Kupferstiche aus, worunter auch Portraits von verschiedenen Feldherren waren. Lavater sprach in seiner Physiognomik in keinem so hohen prophetischen Tone von den Talenten und Tugenden, die aus der Nase oder dem Stirnknochen hervorleuchten, als dieser Hochgeist bey dem ersten Anblick dieser Bildnisse von der Seelengrösse der Männer, die sie vorstellten, sprach. "Pfui doch, rief er in einem singenden Nasentone, als er den Pichegrü erblickte; dem sieht man gleich den Verräther an!" Ich wette, wenn es ein Avantlettres gewesen wäre, so hätte er mit tiefer Ehrfurcht von diesem Manne gesprochen und sein Haupt vor ihm geneiget.

Da ich von jeher ein abgesagter Feind von allen politischen Kannengiessereyen, noch mehr aber von dem so intoleranten Partheygeist war, und ich in meiner ruhigen Einsamkeit dessen gar nicht mehr gewohnt war: so war dieses Abend-

essen mir eine wahre Folter, und ich bereute es herzlich, daß ich nicht auf meinen Zimmer in Gesellschaft des Herrn Glassius mein Abendmahl verzehrt hatte. Denn kaum hatte sich dieses Gespräch geendiget, so wurde eine andere Folterbank für mich hergebracht. Und diese war die fadeste Religionsspötterey, die sogar in eine schaamlose Verspottung der heiligsten Grundgesetze der Sittlichkeit übergieng. Ich muß es bekennen, daß nur ein Theil der Tischgesellschaft daran Antheil nahm. Aber es kam mir traurig vor, daß Religion und Sittlichkeit in dieser Stadt schon so weit in den Staub gesunken war, daß man sie öffentlich und ungescheut mit Füssen treten durfte. Das hätte vor zwey Decennien doch niemand gewagt! Es gab da zwar auch schon Heterodoxen im Glauben und in den Sitten genug; aber man hielt damit, wie man im Sprichworte sagt, hinter dem Berge, weil man sonst seinem guten Namen einen Flecken anzuhängen fürchtete. Wohlthätige Aufklä-

rung! Schätzbares Geschenk der Gottheit! Wie sehr ist es zu beklagen, daß die Menschen einen so traurigen Mißbrauch von dir machen! Einige, weil sie glauben, daß du alle leichte Bande der Sittlichkeit aufgelöst hättest; andere weil sie dich für einen Zauberstab halten, womit sie durch einen einzigen Schlag das ganze Menschengeschlecht in Engel umschaffen könnten.

Ich stand also satt an Geist und Leib' von der Tafel auf, begab mich auf mein Zimmer und schlief, wie man nach dem Genuß solcher geistigen Unverdaulichkeiten schlafen kann.

Kaum hatte ich am andern Tag an einigen Orten die nöthigen Besuche gemacht, als ich erfuhr, daß sich in dieser Stadt Veränderungen zugetragen hätten, die sich vor zehn Jahren kein gesunder Mensch hätte träumen lassen. Ich war mit einigen sehr wohl zufrieden, und sie hatten meinen ganzen Beyfall, weil dadurch veraltete Mißbräuche waren gehoben worden. Ob ich gleich alt bin: so bin ich doch kein blin-

der Anbeter des Alten. Mißbräuche und Unvollkommenheiten können durch ein tausendjähriges Alter nicht privilegirt und geheiliget werden. Wenn man sie aber ausrottet: so muß man doch mit einer vorsichtigen Achtsamkeit zu Werke gehen. Nicht deswegen, damit das Volk nicht dadurch geärgert werde; denn dieß war immer der morsche Schild, hinter den sich die Vertheidiger der alten Mißbräuche zu verstecken suchten. Der Geist der Zeiten hat in den Köpfen des Volkes schon aufgeräumt, so daß man sich durch Verbesserungen gewiß mehr Dank, als Undank verschaffen kann. Vorsichtigkeit ist deswegen dabey nöthig, weil man bey diesem Ausreutungsgeschäft gar oft auch ein gutes Pflänzchen zugleich mit dem Unkraut ausreißt. Noch schlimmer ist es aber, wenn man bey der Wiederbepflanzung des umgereuteten Gefildes neues Unkraut pflanzt, das zuweilen noch weit ärger wuchert, als das alte. Man wollte mir sagen, daß dieß der Fall bey

einigen hiesigen Reformationsschritten gewesen sey; ich kann aber nicht darüber urtheilen, weil ich die Sache nicht aus eigener Erfahrung kenne, und die Meinungen und Grundsätze der Erzähler gar verschieden sind.

Als ich vor dem Amt erschien, wo mich die Berichtigung meines Freundschaftsdienstes hinrief, so fand ich da eine Menge Personen versammelt, von denen einige schimpften, andere aber mit wehmütigen Gesichtern da standen. Die Schmähungen waren gegen einen Mann gerichtet, der sie mit der größten Gleichgültigkeit anhörte, und mit einem ruhigen Lächeln beantwortete. Ich merkte daher bald, daß sie ihn nicht unmittelbar trafen. Es war der Sachwalter eines muthwilligen Bankeroteurs, der nach einem Diebstahl von 50—60 tausend Gulden, worunter auch das kleine Vermögen von Wittwen und Waisen war, ganz ruhig zu Hause auf seinem Sopha, wie sonst, seine Pfeife Knaster raucht, indem vor Gericht sein Sach-

walter den armen Gläubigern erklärte, daß es die Gerechtigkeit erfordere, für 100 fl. 5 zurücke zu nehmen; denn der gute Mann wäre von jeher die Ehrlichkeit selbst gewesen, und durch unvermeidliche Unglücksfälle ausser Zahlungsstand gesetzt worden. Es versicherten zwar die meisten Gläubiger laut, daß er ein offenbarer Verschwender gewesen sey, daß er erst einige Tage vor der Insolvenz-Erklärung mehrere 1000 fl. entlehnt, und sich dadurch förmlich für einen muthwilligen Betrüger erklärt habe; allein die Worte waren alle vergeblich. Sie waren Wassertropfen, die auf einen glühenden Stahl fielen, und fast noch im Fallen wegzischten.

Ein doppelter Umstand erregte dabey in mir eine mit Unwillen vermischte Verwunderung. Daß erstlich ein geweihter Diener der Gerechtigkeit als Vertheidiger einer solchen Ungerechtigkeit auftreten mag; und dann, daß Richter, die sonst den geringsten Nothdiebstahl mit Zuchthausstrafe

belegen, einen solchen Raub, wodurch oft ganze Familien an den Bettelstab gebracht werden, ganz ungestraft hingehen lassen. Bemerklicher Verlust der bürgerlichen Ehre wäre vielleicht die gelindeste Strafe, womit man einen solchen Betrüger bezeichnen sollte.

Wäre ich länger, als zwey Tage, in der Stadt geblieben, so hätte ich vermuthlich noch mehr Stoff zur Unzufriedenheit gesammelt; denn ich bemerkte schon durch die wenigen flüchtigen Blicke, die ich auf das Thun und Lassen der Einwohner geworfen hatte, daß der alte Geist der Sitteneinfalt und Traulichkeit von denselbigen gewichen war. — Und das ist schon schlimm!

Ueber das Vergnügen.

Es ist doch sonderbar, daß die Menschen fast in keiner Sache so verschiedene Meinungen haben, als in eben derjenigen, wornach sie alle geizen, und auf welche die Wünsche und Handlungen aller hinzielen — in dem Geschmack am Vergnügen. Alle Menschen haben ursprüngliche Empfindungskräfte mit auf die Welt gebracht, und man sollte meinen, da müßten diese alle, wie die Stralen eines Zirkels, in einem Punkt zusammenlaufen. Allein die individuelle Organisation, Klima, Erziehung, Vorurtheile und Vergesellschaftung der Ideen lenken sie auf verschiedene Wege, und zu verschiedenen Zielen. Diejenigen Vergnügungen, nach welchen die einen mit schnellen Schritten und unaufhaltsamer Begierde hinrennen, stehen vor andern ungewünscht und unbetastet da, so daß sie mit

Gleichgültigkeit, oder wohl gar mit Eckel vor ihnen vorbeyschleichen. Der eine füllt geizig seine Schaale bis oben an, aus einer Quelle, welche dem andern so bitter, als Wermuth, zu schmecken dünkt. Wenn der eine Theil der Sterblichen sich ganz den sinnlichen Vergnügungen widmet; so opfert der andere seine Kräfte geistigen Vergnügungen auf.

Sieht man diesem Gewimmel der Menschen ruhig zu, so kann man sich der sonderbarsten Gedanken nicht erwehren. Sind wohl alle glücklich, wenn ein jeder dasjenige Vergnügen erhält, nach welchem er am begierigsten strebt? Ist es der Ehrsüchtige, wenn er den Felsen seiner vermeinten Hoheit erklettert? — Der Habsüchtige, wenn er seinen Kasten voll gefüllt hat? — Der Wortgelehrte, wenn er ein todtes Wort ins Leben grübelt? — Der Weichling, wenn er seinen ecklen Gaumen gekützelt hat?

Man könnte sich die Sache ungefähr so vorstellen. Das Insekt ist, als Insekt, eben so

glücklich, wenn es die süße Blüthe eines Baumes oder einer Blume erkrochen hat, als der edle Mann, wenn er eine schöne That erkämpft, oder das warme Herz, wenn es ein gleichgestimmtes Herz gefunden hat. Dasjenige, was einer niedrigeren Art von Geschöpfen, oder auch einer niedrigern Klasse von Menschen ein grosses Vergnügen zu seyn dünkt, das muß einer höhern Geschöpfart, oder einer bessern Klasse von Menschen unedel, eckelhaft und verächtlich vorkommen. Denn wenn ich gleich zugebe, daß das Vergnügen eines Wollüstigen ein Vergnügen für ihn ist: so gebe ich noch lange nicht zu, daß es ein wahres, edles Vergnügen ist. Wenn auch gleich alle Ordnungen der Geschöpfe durch die Verschiedenheit ihrer Empfindungskräfte voneinander abgesondert sind, so daß nicht alle ihre Glückseeligkeit aus einer Quelle schöpfen: so sind doch nicht alle gleich glücklich, wenn auch gleich eine jede ihre Empfindungen und Begierden befriedigen kann.

Seinen Gaumen durch niedliche Speisen und Getränke zu kitzeln, halten die, wie das liebe Vieh, auf dieser Welt, so zu sagen, in der Mastung stehen, für das größte Vergnügen, und also auch für ihre größte Glückseeligkeit; aber sie wird nur von der thierischen Natur genossen, und gehört also in die niedrigste Klasse der angenehmen Empfindungen. Es hat zwar die Natur mit der nothwendigen Sättigung des Körpers eine angenehme Empfindung verbunden; aber sie soll nicht der Götze sein, den wir anbeten; sie soll uns nur reitzen, für unsern Körper die nöthige Sorge zu tragen. Daher ist auch die Stillung des Hungers mit einem weit größern Vergnügen verbunden, als der schwelgerischste Genuß der Leckerbissen. Dem Landmann schmeckt sein vom Hunger gewürztes Brod gewiß besser, als dem edlen Apicius sein aus allen Reichen der Natur zusammengebetteltes, erkünsteltes Mahl.

So viel muß ich aber doch gestehen, daß sich auch diese Vergnügungen erhöhen und veredeln lassen, wenn man moralische Freuden damit vermischt. Der unersättliche Weichling, der sich einsam in sein Zimmer verschließt, und blos darinnen ein Vergnügen sucht, seine Kehle zu kitzeln und seinen Bauch zu füllen, ist ein elender Mensch. Wenn aber der Epikuräer von einer bessern Art, von Freygebigkeit, Menschenliebe und Freundschaft belebt, dem Fremden, dem Dichter, dem Künstler, dem Freund, und wohl auch dem Hungrigen seine Thüre öfnet, und sie mit heiterem Gesichte und frölichem Herzen an seiner Tafel um sich her versammelt: so wird man, im Fall die übrigen Umstände gleich sind, und er nicht vom Raube mittheilt, gewiß nicht mit den Blicken der Verachtung auf ihn herabsehen, wie auf den erstern. So kann der Mensch fast jedes sinnliche Vergnügen veredeln und erhöhen, wenn er seine moralische Natur an dem Genuße desselbigen Theil nehmen läßt.

Eine andere Art von sinnlichen Vergnügungen, die von der Befriedigung eines Naturtriebes, der uns mit dem vernunftlosen Thieren gemein ist, abhängt, gehört ebenfalls in die niedrige Klasse. Dieses Gefühl, wenn sich nicht Liebe und Achtung moralischer Eigenschaften damit verbindet, wenn es sich ganz nur auf die thierische Natur einschränkt, kommt nicht einmal derjenigen angenehmen Empfindung gleich, dessen sich einige Thiere von der feinern Art bewußt zu seyn scheinen. Wenn die Nachtigall im schattigten Gebüsche unter schmelzenden Gesängen um ihre Gattin buhlend herumflattert: so scheint ihr Gefühl doch von einer bessern Art zu seyn, als das Vergnügen eines viehischen Menschen, der ihm mit einer trunkenen Begierde nachtaumelt. Wenn sich auch bisweilen moralische Eigenschaften mit dieser Leidenschaft zu vermischen scheinen: so sind es gemeiniglich solche, welche die Seele in einen traurigen Zustand versetzen. Sie erregen in derselbigen

eine ungeduldige Hitze, sie rauben ihr die Kräfte, sich selbst zu beherrschen, und stürzen sie oft in eine Sklaverey, welche ihr Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und alles wahre Ehrgefühl entzieht. Dazu kommt noch eine abentheuerliche Einbildungskraft, Mißvergnügen über widrige Zufälle, welchen solche ausschweifende Begierden ausgesetzt seyn müssen, und die unangenehme Empfindung, welche der befriedigten Begierde auf dem Fuße nachfolget.

Man nennt also mit Recht die Natur dieser Vergnügungen sinnlich und thierisch, und unser eigenes Herz wird uns hinlänglich überzeugen, daß die wahre Glückseeligkeit des Menschen in ganz andern Vergnügungen von einer bessern und dauerhaftern Art gesucht werden müsse.

Derjenige aber müßte seine eigene Natur verläugnen, oder etwas Unnatürliches vor andern Menschen voraus haben wollen, der alle sinnliche Begierden schlechterdings verdammen,

und jeden Genuß für Sünde halten wollte. Ich habe als Jüngling und als Mann viele solche heilige Adepten kennen lernen, die sich in den Augen der Welt ihrer menschlichen Natur zu schämen schienen, und

Der großen Wahrheit voll, daß alles Sünde sey,
Womit der Mensch in seinen Frühlingsjahren,
Berauscht von süsser Raserey,
Leichtsinnig, rasch und unerfahren,
In seinem Paradies von Rosen und Schasmin
Ein kleiner Gott sich dünkt —

einen gewissen Geruch der Heiligkeit um sich her verbreiten wollten, über jeden andern guten Menschen, der sich eine unschuldige Freude pflückte, seufzten oder ihn wohl gar lästerten; in der Stille aber dennoch feile Sklaven ihrer Lüste waren. Aber dergleichen verlarvte Freudenhasser können ihr Spiel selten lange forttreiben; denn sie werden endlich doch verrathen, oder verrathen sich selbst. Der vernünftige und billige Mann wird also gegen gemäßigte sinn=

liche Vergnügungen anderer nicht nur nachsichtig seyn, sondern auch sich selbst den Genuß derselbigen durch Mässigkeit und Vermischung mit edleren moralischen Freuden untadelhaft und schmackhaft zu machen suchen.

Eine bessere Klasse der Freuden sind die Vergnügen der Einbildungskraft, und die Empfindungen der Schönheit und Harmonie, die man aus den schönen Künsten und Wissenschaften schöpfen kann. Sie sind des Menschen würdiger, weil an ihnen sein Geist Antheil nimmt; sie sind reiner und schmackhafter, weil kein unruhiger thierischer Trieb vor ihnen hergeht, und kein eckelnder Verdruß darauf folget; sie sind dauerhafter, weil wir uns den größten Theil unsers Lebens damit beschäftigen können, ohne uns in dem Genuß derselbigen zu erschöpfen. Nur Vorurtheil und Unverstand wird demjenigen einen Vorwurf machen, der sich dem Vergnügen, das diese Gegenstände gewähren,

überläßt, wenn er anderst nicht wichtigere Pflichten darüber aus den Augen setzt.

So wie die gute Vorsicht alles weise eingerichtet hat; so hat sie auch unsere Herzen dadurch sehr genau mit unsern übrigen Brüdern zusammengewebt, daß das Glück anderer Menschen in unserer Seele ein angenehmes Mitgefühl hervorbringt. Daraus entstehen die Vergnügungen der Sympathie oder der Theilnahme an den Freuden anderer. Wenn gleich nicht alle Herzen mit gleicher Stärke dieser edlen Freuden theilhaftig werden können; so bringen wir doch die Anlage dazu von Natur alle mit uns auf die Welt. Es ist nichts als Ausartung, wenn die Fibern des Herzens so stumpf werden, daß keine sympathetische Freude auf dasselbige mehr wirken kann. Diese Empfindungen sind besonders stark gegen Kinder, Eltern, Freunde, Wohlthäter, oder Leute von ausserordentlichen Verdiensten, gegen Sekten, Partheyen und das Vaterland.

Wenn eines unserer Kinder, oder Freunde ein Glück erlangt hat, wenn er eine schöne oder edle That verrichtet, wenn unsere Parthey oder unser Vaterland sich einen besondern Ruhm und Vorzug erwirbt, wenn einer unserer Lieben einer gefürchteten Gefahr entgangen ist: so wird unser Herz eine Freude empfinden, welche andere, vorhin genannte Vergnügungen weit übertrift. Man opfert manches Vergnügen der Sinnen oder der Einbildungskraft auf, um sich eine solche Freude zu verschaffen. Der Vater versagt sich manche Freude, um sein Kind glücklich zu machen. Der Freund fürchtet keine Gefahr, um seinen Freund einer Gefahr zu entreißen. Der Patriot durchwacht viele Nächte, um an dem Wohl seines Vaterlandes zu arbeiten. Dieses sind edle, angenehme Empfindungen, welche uns die Ausübung unserer heiligsten Pflichten, die wir als Glieder grösserer und kleinerer Gesellschaften zu beobachten haben, auf eine bewunderungswürdige Weise

erleichtern und versüssen. Je mehr Geschmack unser Herz daran findet, desto bessere Väter, Kinder, Freunde und Bürger werden wir seyn.

Die höchste Klasse der Vergnügungen sind aber diejenigen, welche aus dem Bewußtseyn guter Handlungen entspringen. Wer so glücklich ist, aus dieser himmlischen Freudenquelle zu schöpfen, der genießt schon auf Erden etwas von den Freuden des Himmels. Die glänzendesten sinnlichen Freuden sind gegen sie das Spielwerk eines Kindes. Selbst die reinen Vergnügungen der Einbildungskraft, oder der scharfsinnigsten Erkenntniß sind mit der unwandelbaren Freude, welche aus dem Bewußtseyn eines ruhigen Herzens, mit dem erhebenden Beyfall, dem man sich selbst gibt, wenn man seinem Vaterland oder seinen Freunden nützliche Dienste geleistet hat, oder mit dem belohnenden Gedanken, sich um die ganze Gesellschaft verdient gemacht zu haben, im geringsten nicht zu vergleichen. Ist nicht ein Aristid, ein Ti-

moleon, ein Scipio, nur der letztere nicht als Zerstörer von Karthago, weit ehrwürdiger, als der größte Mahler, der mit seinem Pinsel die Natur in ihrer höchsten Schönheit vollkommen darstellt?

Auch ihre Dauer empfiehlt sie uns von der vortheilhaftesten Seite. Wenn andere Freuden nach dem Genuße augenblicklich verschwinden, so blühen diese noch lange fort, ja — wenn ich so sagen darf — noch in die Ewigkeit hinüber. So wie derjenige, der einen Baum gepflanzt hat, allezeit ein Vergnügen empfinden wird, wenn er denselbigen nach vielen Jahren blühen, und Früchte tragen sieht: eben so wird das Herz desjenigen mit Vergnügen erfüllt werden, wenn er die Folgen seiner guten Thaten fortblühen, und immer mehrere und schönere Früchte tragen sieht.

Die Geduld.

Die kurzen Tage des Winters rauben mir jetzt zwar viele kleine Ergötzungen, die ich in den andern Jahrszeiten zu genießen pflege, und das mit Regen vermischte Schneegestöber halten mich oft manchen Tag in einer Gefangenschaft, von der ich nie ein grosser Freund gewesen bin. Allein ich habe eine liebe Freundin bey mir, die mir dieß alles erträglich macht, und die mir, so getreu wie mein Schatten, bisher auch in trüben Stunden, wenn mir Sturm und Hagel noch so unfreundlich um den Kopf flogen, nachgefolgt ist. Sie besitzt die Macht einer wohlthätigen Zauberin; denn sie kann den Sturm beschwören, daß sein Brausen aufhört, und sie träufelt ein so balsamisches Oel in die geschlagenen Wunden, daß sie nicht schmerzen.

Diese Freundin heißt — Gedult. Sie hat zwar nicht die feurigen Blicke, die Rosenwangen, das mit Blumen durchflochtene Haar, den tanzenden Gang einer Grazie; aber in meinen Augen ist sie doch auch schön. In ihren etwas gesenkten blauen Augen wohnet himmlischer Friede, ihre Wangen sind etwas gebleicht, doch haben sie nicht die Farbe des Todes, ihre ungeschmünkten Haare sind in einen Knoten geschlungen, und ihre Schritte sind langsam und fest. Sie ist eine Matrone in den besten Jahren, kein runzlichtes altes Weib. In ihrem äusserlichen Betragen hat sie viel Aehnlichkeit mit einer zärtlichen und dabey geprüften Mutter vieler Kinder, welche das Weinen des einen, das muthwillige Getöse der andern, und die kleinen Zänkereyen der dritten um sie her mit unveränderter ruhiger Mine anhört, stillt und beylegt. Ich lebte schon mit ihr auf einem vertrauten Fuße, da ich mich noch in der Stadt aufhielt, wo sie in manchen unangenehmen La-

gen meine Rathgeberin und Trösterin war. In meinen jugendlichen Jahren, da das Blut noch rascher durch meine Adern rollte, und die Empfindbarkeit der Nerven noch elastischer war, war unsere Bekanntschaft noch sehr gering. Je mehr unangenehme Erfahrungen ich mir aber auf den Dornengefilden des Lebens einsammelte: desto näher schmiegte ich mich an sie an, bis ich sie zu meiner vertrauten Freundin gemacht hatte. Ihrer Freundschaft habe ich vieles zu verdanken. Wenn sie nicht um mich gewesen wäre, so würde die mir so süsse Ruhe meines Herzens gar oft eine Beute des Unmuths, oder wohl gar der Verzweiflung geworden seyn. Sie hielt aber über dieses Kleinod immer ihre mächtig schützende Hand. Sie theilte mit mir die Lasten, die mir aufgeladen wurden, und dieß machte mir auch die schwersten erträglich. Sie hat mich auch in die Einsamkeit des Landes begleitet, wo ich sie aber freylich nicht mehr so nöthig habe, als in dem

Gewühle der Stadt. Ich möchte sie aber auch da nicht missen, und wenn ich sie um die schönste Cirkasserin aus Selims Serail vertauschen könnte. Es wird ohnehin bald eine Zeit kommen, wo sie mir vielleicht am unentbehrlichsten wird; ich meine die Zeit des Hinschlummerns in das Grab, die sich gewöhnlich durch Krankheit und Schmerzen anzukündigen pflegt.

Auch der glücklichste Mensch zählt in dem Kalender seines Lebens nicht lauter Festtage. Es stehen Tage und Stunden darzwischen, welche ihn durch unerfüllte oder fehlgeschlagene Wünsche, durch eingebildete oder wirkliche Unbehaglichkeiten des Geistes und des Körpers, durch ängstliche Besorgnisse wegen der ungewissen Zukunft laut genug daran erinnern, daß er so gut ein Mensch sey, als der geplagte Taglöhner. In einer solchen Lage, und bey solchen grossen Ansprüchen auf eine reine Menschenglückseeligkeit, zu denen man sich für be-

rechtiget hält, ist nun, wenn man seine Ansprüche verworfen sieht, Unzufriedenheit und Ungeduld ganz unvermeidlich. Daher übt auch über solche Menschen die Ungeduld die unbändigste Herrschaft aus. Sie sind so ungestümm, daß sie, wie man zu sagen pflegt, ein Mückchen an der Wand, in den Harnisch bringen kann. Diese Ungeduld ist es, welche besonders in den Köpfen und den Häusern leidenschaftlicher Weiber, die nicht ohne Gepolter an Männern Kindern und Mägden die geringste Schwachheit dulden wollen. O hätten diese unduldsamen Thoren nur ein wenig Geduld gelernt: so würden sie sich unzähliche verdrüßliche Stunden ersparen können!

Man sage mir nicht: Die Geduld sey eine Tugend des Temperaments, die sich der Mensch nicht geben kann; sie fließe aus einem wässerigten kalten Blut, und sey das Resultat eines groben und abgespannten Nervensystems. Das

ist nicht wahr; denn Geduld ist nicht Unempfindlichkeit. Davon hat mich die Erfahrung überzeugt. In mein Blut ist gewiß nicht mehr Wasser gemischt, als hinein gehört, und über die Kälte desselbigen darf ich mich noch im Alter nicht beklagen. Ich habe die Wärme desselbigen in meinen jugendlichen Jahren nur zu sehr gefühlt, und wenn ich nicht jetzt noch im Besitze derselbigen wäre, so würde ich das, was ich jetzt fühle, denke und schreibe, nicht fühlen, denken und schreiben können. Und was meinen Nervenbau anbetrift: so muß ich zwar gestehen, daß derselbige kein Spinnengewebe ist, in welchem sich jedes armes Mückchen fängt; aber mit einem plumpen Nervengebäude würde ich mir meine gegenwärtige Lage nicht gewählt haben; denn sie wäre für mich eine Hölle.

Geduld ist eine Kunst, die man, wie eine jede andere, lernen kann und lernen muß. Die Schule, wo sie gelehrt wird, ist die Welt,

und die Lehrmeisterin heißt Erfahrung. Die besten Fortschritte macht man in dieser Kunst da, wo es am heißesten zugeht, wo wiedrige Zufälle die meisten Ruthenschläge austheilen, und die Nothwendigkeit dem störrigen Schüler eiserne Fesseln anlegt. Die ersten Elemente sind für manche Köpfe etwas schwer zu begreifen. Wenn man sie aber begriffen hat, dann kommt man bald weiter. Ich denke noch wohl daran, wie ich bey meinen ersten Eintritt in die Welt immer gerade fortwandeln und alle mir im Wege stehenden Berge einebnen wollte, und wie ich fand, daß es unmöglich wäre, ungeduldig wurde, und darüber schmollte. Da ich aber merkte, daß deswegen doch kein Sandkörnchen eines Hügels auf die Ebene herunter rollte, so weigerte ich mich nicht länger, die Schule der Geduld zu besuchen. Ich habe nicht Ursache das Lehrgeld, welches ich anfangs geben mußte, zu bereuen; denn ich fühlte, daß die mir im Wege stehenden Berge die abschreckende

Gestalt verlohren, so daß ich nach und nach über sie wegstieg, als wenn es Hügel gewesen wären. Schweiß kostete es mir zwar immer noch; allein ich wurde des Schweises so gewohnt, daß ich ihn nicht mehr fühlte: oder ihn, wie Regentropfen, von der Stirne wegwischte. Wenn mir feindseelige Menschen Steine und Klötze zwischen die Füsse warfen: so schritt ich ganz ruhig über dieselbigen weg, und ich merkte bald, daß ihnen dieses ruhige Wegschreiten fast noch mehr mißfiel, als mir ihr Steinwerfen; denn es ist bemerkungswerth, daß ruhestörende und menschenfeindliche Leute, welche andere am meisten zur Ungeduld zu reitzen suchen, die Geduld am wenigsten leiden können. Sie machen es beynahe, wie die bellenden Zänker unter den Hunden; diese erzürnen sich am meisten, wenn man ruhig seinen Weg fortwandelt, und auf sie gar nicht achtet. Daher verwandelt sich zuletzt ihre erschöpfte Bellkraft in ein dumpfes Murren, das

ihre Unzufriedenheit mit dem schlechten Erfolg ihres Gezänkes verräth.

Die physischen Uebel, welche uns so oft den frohen Genuß des Lebens verbittern, sind ebenfalls lehrreiche Uebungen der Geduld. Sie lehren uns sehr praktisch die Wahrheit: daß durch Ungeduld das Uebel um keinen halben Grad zum Sinken gebracht werden könne, sondern daß es vielmehr noch höher hinaufgetrieben werde. Wenn der vom körperlichen Schmerzen Gefolterte auch bey dem Gebrauch der angemessensten Heilmittel sich doch keine Linderung seiner Schmerzen erkaufen kann: so muß er entweder geduldig leiden, oder aus Ungedald in eine Art von Verzweiflung und Wuth gerathen. Das letztere ist gewiß die schlechteste Wahl, die er treffen kann; denn er macht sich dadurch die Schmerzen nicht nur noch unerträglicher, sondern entehrt dadurch auch seine Menschenwürde. Sollte nicht derjenige weniger elend seyn, der sich der Geduld in die Arme wirft, und durch

eine — sey es christliche, oder philosophische — Resignation die schneidende Schärfe des ihn marternden Uebels wenigstens abstumpft? Man verlangt deswegen von den Leidenden keinen empfindungslosen Stoicismus; denn dieser wäre Unnatur und Inhumanität. Die Geduld ist etwas ganz Anderes; sie ist eine der schönsten Blüthen der Humanität, die man aber weniger in den Kunst- und Lustgärten antrift, als in denjenigen, wo man die Natur noch nicht verdrängt hat.

Bey andern Uebeln und unangenehmen Ereignissen, die uns treffen, ist die Geduld das sicherste Heilmittel. Ich hatte einst in Amtsgeschäften eine kleine Reise zu machen. Es überfiel uns ein wolkenbruchähnlicher Gewitterregen, der die Brücken über einen kleinen Fluß wegriß. Ich blieb also in einem benachbarten Dorfe über Nacht liegen. Mein Begleiter in dem andern Wagen fuhr fluchend weiter, weil er in einer bessern Herberge übernachten wollte,

um nicht auf Stroh schlafen zu dürfen, ob gleich ihm und seinem Kutscher die Leute des Dorfes versicherten, daß das sonst seichte Flüßgen gegenwärtig nicht ohne Gefahr zu passiren wäre. Die Ungeduld peitschte ihn aber, und er fuhr fort. Nach einigen Stunden kam er zurück, so naß, wie eine gebadete Maus; die Akten und Geräthschaften, die er bey sich hatte, triefsten und waren zum Theil verdorben; denn kaum war der Wagen ins Wasser gekommen, als er umschlug und seinen ganzen Inhalt in das zum Glück hier nicht tiefe Wasser ausschüttete. Mein geduldiger Gleichmuth hatte mich dießmal vor der Gefahr gesichert, in welche eine hitzige Ungeduld meinen Kollegen gestürzt hatte.

Gegen den Wind zu seegeln, ist eine Kunst, die dem besten Steuermann oft mißlingt; er muß laviren, und kommt dadurch zwar nicht so weit, als wenn der Wind hinter ihm her in die Seegel bliese, aber er kommt doch von der Stelle. So macht es der kluge Geduldige. Da

er weiß, daß die Winde des Schicksals stärker sind, als er und seine Klugheit: so fährt er ihnen nicht entgegen, weil er sonst gar leicht Schiffbruch leiden könnte, sondern er sucht durch Einziehung der Seegel, d. i. durch eine ruhige Ergebung, dem heftigsten Luftstrom, so viel als möglich, auszuweichen, und, wo auch nicht geradezu, doch in einer schiefen Linie, oder in Krümmungen zum Ziele zu gelangen. Wenn er aber dieses nicht erreichen kann, so beruhiget er sich mit dem Gedanken, daß von den Zielen, welche sich die Menschen ausstecken, immer die wenigsten erreicht werden. Wie wäre dieß auch möglich, da sie oft so hoch in die Luft hinaufgepflanzt sind, daß oft mehr als Luftbälle nöthig wären, um zu ihnen zu gelangen! Schon dieses ist ein kostbarer Vortheil der Geduld, daß sie in ihren Wünschen gemässiget ist, und sich durch die Ueberspannung derselbigen bis zu einer unerreichbaren Höhe nicht selbst einen Kummer über die Fehlschlagung derselben vorberei-

tet. Wer oft in seinen Hofnungen betrogen worden ist, der hat auch, wenn er klug war, Gelegenheit genug gehabt, in der Geduld geübt zu werden, und sich gegen die Täuschungen goldener Hofnungen zu verwahren. Er erspart sich dadurch viele Selbstkränkungen, die sich viele Menschen durch überspannte Hofnungen oft zuzuziehen pflegen. Der Geduldige hat gelernt, auch auf diese Verzicht zu thun. Da er weiß, daß er die von aussen auf ihn eindringenden Unannehmlichkeiten und Leiden nur durch eine ruhige Ertragung erleichtern kann: so wird er sich wohl hüten, sich selbst dergleichen zu schaffen, und sie als Feinde seiner Ruhe aufzustellen.

Niedergeworfen im Sturm, schwamm auf dem Strome der Eichbaum,
Rohrgebüsche vorbey. "Was thut ihr, sprach der Erlegte?
Daß ihr so aufrecht steht und trotzt dem Sturme?" — Wir trotzen
Keinem Sturme, wir beugen uns ihm: drum stehen wir aufrecht.

Der Addreßkalender.

Als ich unter meinen alten Papieren nach etwas suchte, so kam mir zufälliger Weise ein Addreßkalender von 1753 in die Hand. Ich blätterte ihn gestern Abends, da ich bey dieser rauhen und stürmischen Witterung ohnehin Zeit genug habe, mit meinen todten Weisen und stummen Freunden einen lehrreichen Umgang zu haben, etwas durch, vergegenwärtigte mir die vor einem halben Jahrhunderte vergangene Zeit und ließ die in diesem Kalender als Greise, rüstige Männer und hofnungsvolle Jünglinge aufgestellten Personen, viele mit ihren Kindern und Enkeln, die Musterung passiren.

Von diesen Tausenden finde ich nur noch den geringsten Theil unter den Lebendigen. Ueber die Grabsteine derer, die hier als Greise und Männer stehen, ist schon lange das Moos

gewachsen, und fast alle, die hier als Jünglinge blühten, und zu höhern Würden emporstrebten, schlummern schon lange im Staube der Verwesung und der Vergessenheit. O wie schrumpft da die Dauer des menschlichen Lebens zu einer kurzen Spanne zusammen! Noch vor der Hälfte eines Jahrhundertes sind alle Schauspieler, wenn sie auch die verschiedensten Rollen gespielt hatten, von dem Theater weggeschwunden! Auch nicht wenige von denen, welche ihre abgelegten Rollen übernommen hatten! Sollte es also wohl der Mühe lohnen, so heißhungrig nach diesen Rollen zu streben, und so stolz auf den Besitz derselbigen zu seyn?

Was alle diese Tausende für Wünsche und für Sorgen, für Leiden und für Freuden hatten? Mit was für einer geschäftigen Unruhe sich jeder in seinem Kreise mag herumgetrieben haben? Was für Freundschaften und Feindschaften die Herzen dieser Männer einander werden genähert, oder voneinander werden ge-

trennt, und sich durchkreuzt haben? Alles dieses ist dahin, wie ein Morgentraum; nun ruhen sie alle beysammen auf dem Gottesacker und der Staub des Einen beunruhiget den Staub des andern nun nicht mehr, ob sie gleich einander im Leben so viele trübe Stunden gemacht hatten. Sie trugen schon alle, während sie nach Glück und Würden rangen, den Keim des Todes in sich, welcher sich bey dem einen früher, und bey dem andern später entwickelte, und auf die mannichfaltigste Weise ihrem Leben ein Ende machte. Der eine lebte geliebt und geachtet, und der andere war in seinem Leben gehaßt und gefürchtet. Der sammelte sich Lorbeere eines erlogenen Verdienstes, indem der andere bey seiner redlichsten Mühe kaum ein Quintchen Dank sich erringen konnte. Wie viele Ungerechtigkeiten sind von manchen dieser Männer verübt worden, ohne daß der Unterdrückte deswegen Rache fordern durfte, weil sie ihr Stand als Unterdrücker privilegirt hatte! Wie treulos

haben manche das Wohl des Staates mit Füssen getreten, und den Lohn des Verdienstes an Unwürdige verkauft, ohne daß sie zur Rechenschaft gefordert wurden! Hätte man viele auf ihr Gewissen gefragt; wie sie zu ihren kleinen und grossen Würden gekommen wären: so würden sie — woferne anderst eine solche Frage aufrichtig beantwortet werden könnte — keine ehrenvolle Antworten darauf gegeben haben. Den hob der blinde Zufall zu einer Staatswürde hinauf, zu welcher seine Geisteskräfte so wenig taugten, als Taubheit zur Direktion einer Kapelle. Der andere erschlich und der dritte erwucherte sich sein Amt auf Wegen der Ungerechtigkeit. Darf man sich also wundern, wenn sie ihr Interesse dem allgemeinen Interesse vorzogen, und nicht dem Staate dienten, sondern lieber den Staat sich dienen ließen?

Ich danke aber Gott, daß, ungeachtet meiner vielen unangenehmen Erfahrungen, mein Glaube an die Menschheit und ihre Würde noch

nicht so tief gesunken ist, daß ich überall nichts als Hefe und moralische Krüppel erblicken sollte. Gewiß sehe ich hier auch die Namen guter und würdiger Männer vor mir, deren Tugend und Rechtschaffenheit kein Gauckelwerk war, und die in dem Tempel des Verdienstes einen Sitz würdig eingenommen haben. Ich selbst habe viele gekannt, die mir noch in der Asche ehrwürdig sind. Andere mußten sich mit rastlosem Muth über Gebürge von Schwierigkeiten wegarbeiten, bis sie an das Ziel ihrer Wünsche kamen, wo sie nützliche Staatsdiener werden konnten. Andere haben, ungeachtet so vieler bey der nächtlichen Lampe durchwachten und dem Besten anderer aufgeopferten Stunden, kaum sich und die Ihrigen vor Mangel schützen können. Ihr Verdienst verpraßten Müssiggänger und Taugenichtse.

Traurig ist mir der Anblick der Namen derjenigen Männer, die sich in der glücklichsten Lage, sey es nun aus Verdienst oder Unver-

dienst, befanden, sich ihrer Söhne und Töchter herzlich freuten und sich die schönsten Hofnungen von denselbigen machten. Und schon ist die Ehre ihres Hauses entblättert und gefallen, und ihre hellen Aussichten auf eine heitere Zukunft haben sich in eine stürmische Nacht verwandelt. In welchen Jammer würden sie versinken, wenn sie die Geschichte ihrer Nachkommenschaft lesen könnten! Bald haben unverschuldete Unglücksfälle das Glück derselbigen zerstört; bald haben sie sich durch eigene Schuld unglücklich gemacht. Bald haben die Väter selbst den Saamen des Verderbens auf den Gefilden ihrer Hofnungen ausgestreut; und bald hat der Sturm eines traurigen Verhängnisses Verwüstungen darauf angerichtet. Welch' ein Glück ist es für den Menschen, daß ihm die Zukunft unbekannt ist! Manchem Familienvater würde sein jetzt sorgenloses Leben zur Folter werden, wenn ihm das traurige Schicksal seiner Nachkommen bekannt wäre. Ehrwürdiger

Altin, dessen menschenfreundliche Mine und Silberhaare ich als Jüngling nie ohne Ehrfurcht betrachtete, dessen reines Herz, unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und Wohlthätigkeit die ganze Stadt rühmte und ehrte, dein größter Schatz waren zwey Söhne, die in der schönsten Blüthe vor dir aufwuchsen! Den einen sahst du noch vor deinem Tode Früchte tragen. Aber kaum warst du eingeschlummert, als ihn der Tod dir in die Gruft nachstürzte. Der jüngere brachte zwar sein Leben höher, aber es war nur mit wenigen Freuden versüßt, und durch desto mehr Kummer verbittert. Eine düstere Schwermuth wölkte sich daher um seinen Geist, und er endigte sein Leben, zwar unbescholten und schuldlos, aber auf die unglücklichste Weise. An deinem mässigen Vermögen, thätiger Adelbert, hieng keine Thräne der Wittwen und Unterdrückten, wohl aber der Fleiß deines sauern Schweißes, und doch müssen deine Enkel vor den Thüren deiner Mitbürger ihr

Brod betteln! Daß des Megakles Nachkommen bis zu almosenartigen Arbeiten herabgesunken sind, darüber wundere ich mich weniger; denn er hat ihnen als ein Beyspiel der Verschwendung vorgeleuchtet, dem sie getreu nachgefolgt sind.

Was die hier stehende Männer sagen würden, wenn sie nur auf einen Tag aus ihren Gräbern in unsere Gegenwart zurückkehren könnten? Verstummen würden sie und staunen, und zwar die Thürme, Thore und öffentlichen Gebäude ihres Vaterlandes noch kennen; aber sonst nichts mehr. Manche würden in einen glühenden Zorn gerathen, wenn sie die Abschaffung vieler sonst geheiligten Mißbräuche erfahren sollten; andere, deren Anzahl aber vermuthlich geringer ausfallen möchte, würden sich freuen, daß ihre stillen Wünsche und Hofnungen in Erfüllung gegangen sind. Jene würden unter Verwünschungen wieder ihren Gräbern zueilen, und diese würden die Ge-

genwart seegnen, und sich nicht ohne Sehnsucht von derselbigen trennen können. Einige, welche wähnten, sich einen glänzenden und ewigen Namen unter dem Volke gemacht zu haben, würden voll Verwunderung und Schaam da stehen, wenn sie weder Glanz noch Namen mehr fänden, oder, wenn sie wohl gar statt des Nachruhms ihre Schande in der Geschichte des Vaterlandes aufgezeichnet fänden. Ists möglich, würde Megist ausrufen, daß meine Verdienste so vergessen, meine Plane so zerstört werden können? War ich nicht ein Cicero und Chrysostomus? würde Pangloß mit Kopfschütteln und aufgehobenen Händen seine Kollegen fragen; und nun sehe ich meine Beredsamkeit so verkannt und herabgesetzt — und Ketzereyen öffentlich geduldet, die ich so gründlich widerlegt und anathematisirt habe! "Was dieß für elende Recepte sind, ruft Caro aus — Nicht mehr als zwey Ingredienzen! Sie müssen spannelang seyn; sonst helfen sie nichts,

So müssen ja alle Kranken sterben." Man rufe die Todten aller Stände aus den Gräbern hervor: so werden sie sich in die gegenwärtige Lage der Dinge und Begebenheiten nicht zu finden wissen, alles verändert und unerwartet finden, und ich glaube es wenigstens, das am schwersten begreifen können, wie es möglich ist, daß man bey so vielen Veränderungen und Umbildungen doch noch so manche alte Formen hat beybehalten können.

Wir wollen es aber unsern guten Alten gar nicht übel nehmen, wenn sie bey ihrer Wiedererscheinung in Verwunderung, Erstaunen und Unwillen gerathen. Würde es uns wohl anderst gehen, wenn wir nach einem halben Jahrhundert, wie Samuel von der Hexe zu Endor, aus unsern Gräbern heraufgerufen werden könnten? Wir würden es um kein Haar besser machen. Vielleicht geschehen in den nächsten 50 Jahren noch grössere Verwandlungen, als die waren, die sich vor unsern Augen zugetragen

haben! Vielleicht sind bis dorthin alle die gegenwärtigen Formen vertilgt, und ganz neue, ich weiß nicht, ob ich weissagen soll: bessere oder schlechtere? an ihre Stelle getreten! Die Tendenz des gegenwärtigen Zeitgeistes geht freilich, wie man es wenigstens unter Trompeten- und Pauckenschall ankündiget, in das Bessere und das Vollkommnere; ob aber immer die besten Mittel zur Erreichung dieses Zwecks angewendet werden, daran möchte noch zu zweifeln seyn, zumalen da hie und da der jesuitische Grundsatz: der Zweck heiliget die Mittel — theoretisch und praktisch wieder aufgestellt zu werden pflegt. Mag es seyn! Bis dorthin schlafe ich auch; und dann ist der Einfall des Himmels nicht im Stande, mich aufzuwecken und in meiner Ruhe zu stören.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sattler, Johann Paul, 1747-1804

Morgenstunden eines Einsiedlers

Bd.: 2

Nürnberg 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.12(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108834-7
VD18 80213553-001